

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 35. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. September 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XIV. Band.

Ein Königssohn oder der letzte Stuart. Von J. F. Smith. (Fortsetzung.)

42. Capitel.

Am Morgen nach der Unterredung mit Sir Alan im Tower fuhr Alice mit hoffnungsvollem Herzen nach dem alten Kensington-Palaste, der Wohnung der schönen Gräfin Königsstein. Die Verwandten der unglücklichen Edeln, welche die grausame Politik der Regierung als Theilnehmer an der Rebellion zum Schafot verurtheilt, den Einfluß der Gräfin über den König kennend, hatten ihre Thüren dergestalt belagert, daß strenge Ordre gegeben war, keine Fremden vorzulassen. Nicht Herzenskälte war es, was die Gräfin zu diesem Verbot veranlaßte, sondern sie fühlte, daß der Augenblick nicht fern sei, wo sie ihren ganzen Einfluß aufzubieten haben werde, den einzigen Mann zu retten, der jemals ihr Herz gerührt.

Alice hatte Trauerkleider angelegt — dunkel, wie ihr Geschick, ernst, wie ihr Schicksal, war ihre Erscheinung; doch konnte weder das schwarze Gewand noch der lange Trauerschleier die Anmuth der Gestalt verbergen, deren Majestät durch den Schmerz noch erhöht ward.

„My Lady ist nicht zu sprechen,“ antwortete eine von den Damen der Gräfin auf Alicens Frage. „Sie ist krank und empfängt Niemanden.“

Die Entschuldigung ward zwar fest, doch in respectvollem Tone gesprochen, denn die Dame hatte die herzogliche Krone auf dem unten haltenden Wagen entdeckt. Der Herzog von Argyle hatte nämlich seiner Diener, ihren Empfang zu erleichtern, darauf bestanden, sie solle seine Equipage benutzen.

„Ich komme nicht, um einen überflüssigen Besuch zu machen,“ antwortete Alice im lebendem Ton, „noch komme ich ohne genügende Beglaubigung. Wollen Sie wohl meine Botschaft Ihrer Herrin überbringen?“

„Ich darf nicht — es ist mir verboten.“

„So dann ein Pfand?“

Die Dame schüttelte den Kopf.

In der Hoffnung, die vermeintliche Kammerfrau zur Willfährigkeit zu bereden, zog Alice eine schwere Börse mit Gold hervor und ein herrliches Diamantarmband, das ihrer Mutter gehört, das diese werth gehalten, als ein Geschenk ihres sterbenden Vaters. Beides drängte sie ihr auf. Was hätte sie nicht gegeben für die leiseste Hoffnung, das Leben des Geliebten zu retten! Doch das Mädchen erhob sich mit der Miene beleidigter Würde. In ihrer Unbekanntschaft mit der Welt hatte Alice sie für ein Mittelglied zwischen Diennerin und Gesellschafterin gehalten; es kam ihr nicht in den Sinn, daß ein Mädchen von Geburt und Erziehung sich herablassen könne, Kammerfrau einer Bühlerin zu sein und sei diese auch die Geliebte eines Königs.

„Madame,“ sprach das Mädchen, „Sie verkennen meine Stellung bei der Gräfin Königsstein. Ihre Ehren dame ist nicht eine Person, die sich bestechen läßt.“

„Vergeben Sie mir! Ich bitte, vergeben Sie mir! Ich wollte Sie nicht beleidigen — mein Kummer machte mich

blind, Verzweiflung mich wahnsinnig! Wenn Sie —“ fuhr sie fort, indem sie vor der Ehrendame auf die Knie sank — „wenn Sie jemals den bitteren Schmerz der Trennung fühlten von denen, welche Sie lieben, die Furcht, den Geliebten zu verlieren, den langen, traurigen Weg durchs Leben allein wandeln zu müssen, so haben Sie Mitleid mit meinen Leiden! Das Beil schwebt über dem Haupte Dessen, den ich liebe! Ich bin eine Waise, ein ohnmächtiges, freundloses Geschöpf, ohne andere Fürsprache, als meine Bitten, und diese ersticken in Thränen. — Nur ein Wort mit der Gräfin gönnen Sie mir, und ich will Sie segnen, für Sie beten!“

Die Dame, wie ihre unglückliche Gebieterin, eine Deutsche, und ein echtes deutsches Herz im Busen tragend, hob die schöne Bittende freundlich auf. Sie war gerührt, denn auch sie kannte den Schmerz und fühlte Mitleid mit dem bleichen Mädchen.

„Stehen Sie auf,“ sprach sie, „stehen Sie auf, und glauben Sie nicht, daß meine Weigerung aus einem gefühllosen Herzen hervorging. Aber die Gräfin hat ihren Einfluß nie dazu benutzt, für sich oder ihre Freunde eine Gunst zu erbitten. Wäre sie dazu zu bewegen gewesen, so hätte sie in diesen unglücklichen Zeiten auf gemünztem Golde wandeln können.“

„Ich weiß, die Gräfin ist keine gewöhnliche Frau.“

„D, nein — und ihr Geschick ist sehr traurig.“

„Ich hörte es erzählen,“ rief Alice, „von den Lippen eines Mannes, dem sie sich selbst vertraut. — Ich kenne ihr großmüthiges Opfer für ihren Vater, ihr Märtyrerkthum in der Gewalt des rauhen Despoten.“

Die Ehrendame der Gräfin war zu erstaunt bei Anbörung dieser Worte, um sogleich eine Antwort zu finden. Sie, ihre Jugendfreundin und Vertraute von Kindheit an, welche jeden Gedanken ihrer Seele kannte, wußte, daß die unglück-



„Stehen Sie auf! Die Tugend sollte niemals vor dem Laster weichen.“ (Seite 266.)

liche Geliebte des Königs nur einem Wesen außer ihr ihr Geschick anvertraut.

„Wie ist der Name dessen, von dem Sie diese Geschichte erfuhren?“ fragte sie endlich tonlos.

„Sir Allan Glencairn, welcher sie vor den Beleidigungen der Soldaten des Prinzen Charles Edward sicher stellte,“ lautete die Antwort.

„Von ihm?“ rief die Dame erfreut. „O hätte ich das gewußt, so würd' ich Sie keine zweite Bitte nötig gehabt haben. Sein Name ist Ihr Freipaß. Folgen Sie mir. Ich will Sie sogleich zur Gräfin führen. Doch noch ein Wort. Sie hat in letzter Zeit sich sehr geändert. Ihr Benehmen, sonst so freundlich, ist zu Zeiten streng und schroff. Lassen Sie sich dadurch nicht föhren. Zuweilen scheint es, als sei ihr Geist wandernd, doch ihr Herz ist edel und großmüthig wie immer!“

Mit diesen Worten schritt die Ehrendame Alicen voran nach den Privatgemächern der Gräfin. Als sie die lange Gallerie erreicht, welche nach dem Garten hinausgeht, bat sie ihre Begleiterin zu warten und ging, deren Besuch anzumelden.

„Ich muß sie vorbereiten,“ sprach sie im Fortgehen zu Alice, „denn ihr ganzes Gemüth, ihre Nerven sind in einem Zustande der Erschütterung.“

So blieb denn Alice einige Augenblicke allein, bebend vor Herzensangst und Hoffnung.

Das unglückliche Opfer der Leidenschaft des Königs, die Gräfin Königsstein, hatte sich stets unglücklich geföhlt in der ehrlosen Lage, in welche ihre findliche Liebe sie versetzt, doch seit der Zusammenkunft mit Sir Allan bedrückte dieses Gefühl mit noch größerer Bitterkeit ihr Herz. Sein männlich edles Benehmen, sein zartes Mitleid hatten auf sie einen Eindruck gemacht, den die Trennung nicht zu schwächen vermochte. Im Gegentheil, das Gefühl ward stärker mit der Zeit. Sie liebte — zum ersten Mal in ihrem Leben — und liebte hoffnungslos, und die glänzenden Ketten, in die das Schicksal sie geschmiedet — die ungeheure unausfüllbare Kluft, welche sie von dem Geliebten trennte, machten ihre Lage ihr mehr als je unerträglich. Ihre junge Leidenschaft, durch Hoffnungslosigkeit gestärkt, raste um so bestiger. Sie hatte gehört von Allan's Ankunft in London, von seiner Gefangenschaft im Tower, und erwartete mit Herzensangst, er werde ihren Schutz erbitten. Doch Tag nach Tag verging, das Fieber der Erwartung trocknete das Herzensblut der Armen aus und beschleunigte die Fortschritte der Krankheit, welche schon lange an dem schwachen Licht ihres Lebens zehrte.

„Er verachtet Dich!“ sprach sie leise vor sich hin, auf- und abgehend in dem prachtvollen Gemach, das des Königs Liebe füßlich für sie ausgestattet — „er verschmäh't es sogar sein Leben einer Ehrlösen zu danken — der Geliebten des Königs! Sein Mitleid war nur eine augenblickliche Schwäche. — Ich thörin! Wie konnte ich glauben, daß eine ehrliche Natur Mitgefühl haben könne für so tiefe Erniedrigung, als die meine. — Und dennoch — ich will ihn retten — gegen seinen Willen; ich will ihm das Geschenk des Lebens aufzwingen im letzten Moment, wenn das Beil schon über seinem Haupte schwebt. Vielleicht —“ fügte sie dann hinzu, während eine brennende Thräne über ihre Wangen rollte, „vielleicht widmet er, wenn er von meinem Tode hört, einen Senuzer dem Andenken der Unglücklichen, die ihm das Leben rettete. Ach wenn ich hoffen dürfte, daß nur eine Thräne aus seinen Augen auf mein Grab fiele — kein anderes Monument wollte ich wünschen.“

„Gertrud, bist Du es, was bringst Du für Neuigkeiten?“ rief sie der eintretenden Gesellschafterin entgegen.

„Es ist Besuch da,“ sprach die Dame, sichtlich im ersten Augenblick die Nachricht zu bringen, daß Botschaft von Sir Allan da sei, und daß ein Weib die Ueberbringerin dieser Botschaft.

„Ich kann Niemand sehen — ich mag Niemand sehen. Das einzige Wesen, das ich sehen möchte, verschmäh't meine Dienste. Warum sollte ich zwischen das Beil und seine Opfer treten? Warum mit Wohlthaten Die überhäufen, welche die Hand doch verachten würden, die ihnen wohl thut? Warum soll ich die einzige Glende auf Erden sein, Glück gewährend und selbst keines empfindend?“

„Der Besuch —“ fuhr die Ehrendame fort — „hat ein Pfand mitgebracht.“

Das Herz der Gräfin klopfte vor freudiger Erregung. Keinem Menschen in der Welt hatte sie je ein Versprechen, oder ein Pfand der Freundschaft gegeben, als ihm. Den Arm ihrer Gefährtin fassend, küßte sie leise: „Ich danke ihm, daß er mich nicht vergessen hat, daß er mich nicht verachtet; lasse den Boten ein.“

Nun kam der schwerste Theil von Gertrud's Aufgabe, die Freundin zu unterrichten, daß eine schöne junge Dame die Ueberbringerin der Botschaft sei. Sie wußte, welche einen Schlag diese Nachricht der Gräfin geben würde und wollte dabei so sanft als möglich verfahren, ohne sich den Schein zu geben, als wisse sie, daß sie damit einen Schlag versetze.

„Wollen Sie die Dame hier empfangen?“ fragte sie.

„Die Dame?“ entgegnete die Gräfin. „Seine Schwester vielleicht?“

„Ich glaube kaum. Nach ihrem Außern zu urtheilen, ist sie von hohem Rang und fast so schön, als Sie. Aus ihrem heißen Flehen, ihren Bitten und Thränen zu schließen, süßt Sie für Sir Allan noch eine tiefere Neigung, als Schwesterliebe.“

„Das Blut wich aus den Wangen der Gräfin; im ersten Augenblick war sie im Begriff, die Bittende abzuweisen, doch das bessere Gefühl gewann die Oberhand, und mit kräftigem Willen sich beherrschend, antwortete sie ruhig:

„Daß die Dame ein!“

„Meine edle, großmüthige Herrin!“ rief Gertrud.

„Still, still —“ sprach die Gräfin. „Bisher hast Du nur Schwächen im Herzen Deiner Freundin gesehen. In Zukunft sollst Du seine Stärke bewundern — seine Stärke!“ legte sie mit einem tiefen Senuzer hinzu. „Föhre die Dame herein, ich bin bereit, sie zu empfangen.“

Als Alice in das Zimmer trat, fand sie die allmächtige Favorite des Königs Georg II. mit dem Rücken gegen einen venetianischen Spiegel stehend, den blendend weißen Arm auf den Marmortisch lehrend, welcher bei dem Vergleich mit der Eisenbeinweibe des Armes litt.

Die Gräfin war in ein Gewand von veilchenblauem Sammet gekleidet, welches ihre schöne Gestalt auf das Vortheilhafteste hervorhob. Ihr reiches Haar, von Perlen geal-

ten, fiel in weichen Wellen über die Schultern herab. Sie war bleich wie der Tod, doch schön wie die Statue der Niobe in ihrem Schmerz. Einige Secunden standen die schönen Geschöpfe einander gegenüber. Jede erkannte die Schönheit der andern an, oder fühlte doch instinctmäßig deren Schönheit. Die Gräfin nahm zuerst das Wort; ihre Stimme war wohlklingend, doch fest. Sie hatte ihr Herz zu der Anstrengung gezwungen, obgleich dessen Saiten bei jedem Wort im Todesweh bebten.

Gertrud hatte bei Alicens Eintritt das Gemach verlassen und blieb im Vorzimmer, um jede Störung fern zu halten.

„Unsere Dame,“ begann die Gräfin, „sagt uns, daß Sie mit uns zu sprechen wünschen, daß Sie ein Pfand aufzuzeigen haben von einem Mann, dem ich viel Dank schuldig bin, von einem . . .“

„Den Ihre Stimme allein,“ unterbrach sie Alice, auf die Kniee sinkend und den Ring darreichend — „den Ihre Stimme allein vom grausamen Tode retten kann. Das Beil, das furchtbare Beil schwebt schon über seinem theuern Haupte. Wenn Sie ihn nicht retten, nehmen sie ihm sein edles, junges Leben.“

„Und wie könnte ich ihn retten?“ fragte die Gräfin mit angenommener Kälte, da sie den Ring aus Alicens Hand zurücknahm und ihn sorgfältig an ihren Finger steckte. „Ich bin fremd in Ihrem Lande, kenne nur Wenige, obgleich Viele meinem Namen fluchen. Ich habe Feinde, doch nicht einen einzigen Freund!“

„So ist keine Hilfe mehr!“ rief das unglückliche Mädchen, die Hände ringend. „So bin ich getäuscht worden. Mir ward gesagt, Sie vermögen Alles über den König, er verweigere Ihnen keine Bitte, sonst hätte ich mich nicht . . .“

„So erniedrigt,“ unterbrach sie die Gräfin stolz, „und der Geliebten des Königs einen Besuch gemacht. Ich lese diesen Ihren Gedanken so deutlich auf Ihrem Gesicht, als hätten Sie ihn ausgesprochen; ich sehe die Verachtung Ihres jungen Herzens gegen das besetzte Wesen, dessen Schicksal auch ein für glückliches zu werden versprach.“

„Nein, diesmal hat Ihr Scharfblick Sie getäuscht, Lady,“ antwortete Alice traurig. „Könnten Sie wirklich in meinem Herzen lesen, so würden Sie darin nicht Verachtung, noch ungerechtes Urtheil finden. Ich hörte Ihren Namen zum erstenmal von Allan, und im Verein mit einer Erzählung so reich an Leiden und großmüthigen Opfern, daß mein Herz für Sie blutete und meine Augen Thränen des Mitleids vergossen. Nein,“ fügte sie hinzu, „nicht einmal um die Lebensrettung des Geliebten würde Alice Arran sich so weit erniedrigen, vor der Favorite des Königs zu knien, doch vor seinem Opfer, vor der unglücklichen Frau, die, um ihren Vater zu retten, das ganze Glück ihres Daseins hingab, deren Herz edel und großmüthig ist, vor ihr kann ich knien und sie anseh'n, ihren Fuß in Thränen baden, denn sie kann mich verstehen.“

Einem Augenblick wich die erkünstelte Kälte aus dem Wesen der Gräfin. Die begeistertsten Worte der schönen Nebenerin hatten ihre Selbstachtung fast ihr wieder gegeben, und Alicens Thränen schienen ihr wie das Veröhnungspfund eines Engels.

„Stehen Sie auf,“ schluchzte sie. — „Ich bitte, stehen Sie auf. Die Tugend sollte niemals vor dem Laster knien, wie sehr sie es auch bemitleiden mag. Meine Jugend war glücklich, wolkenlos, wie die Ihre. — Weh mir,“ rief sie, die Hände vor die Stirn pressend, „zu welchem elenden Wesen hat die rasende Leidenschaft des Tyrannen mich gemacht! Doch wozu diese Klage — sie ist Schwäche, Thorheit. — Sie lieben also Sir Allan?“

Alicens Antlitz glühte auf in schöner Röthe, da sie bejahend antwortete.

„Und er liebt Sie?“

„Ich glaube es.“

„Sie müssen sehr glücklich sein,“ sprach die Gräfin mit einem Senuzer.

„Glücklich?“ wiederholte Alice, „wenn morgen Gericht gehalten wird über Allan und seine Freunde, und grausame Menschen ihn zum Tode auf dem Schaffot verurtheilen? O, ja,“ rief sie, in Thränen ausbrechend — „ich bin glücklich, wahrlich, sehr glücklich!“

„Sie sollten es sein,“ antwortete die Favorite, „denn Sie können Ihrem Schöpfer die reine, unbefleckte Seele wiedergeben, und mit Ihrem Geliebten in einer bessern Welt vereinigt werden.“

„Lady,“ rief Alice, mehr und mehr überzeugt durch die Aufregung der Gräfin, daß sie Sir Allan liebe, „hören Sie mich. Die Liebe hat scharfe Augen, ob auch von Thränen getrübt. Sie lieben — leugnen Sie nicht. Retten Sie ihn von des Henkers Streich, und ich will in der Verborgenheit des Klosters für sein und Ihr Glück beten. Er ist dankbar und wird Ihre Liebe erwidern, wenn ich für ihn auch immer verloren bin. Retten Sie ihn für sich selbst!“

Mit starrem Blick maß die Gräfin das erregte Mädchen und selbstsame, widerstrebende Geföhle, Hoffnung, Liebe, Bewunderung, Mitleid wogten durch ihre Brust. Der Kampf war ein schwerer, doch ihr Herz war ja rein geblieben und groß, wie auch das Schicksal ihre Person erniedrigte.

„Antworten Sie mir,“ rief sie, ihre Augen fest auf Alice heftend, „antworten Sie mir so wahr, als stünden Sie vor Gott, so wahr, als wäre das Leben dessen, den Sie lieben, von ihrer Antwort abhängig. Weiß Allan um diesen Vorschlag?“

„Ich kann nicht lügen,“ schluchzte Alice, „er weiß nichts davon!“

„Glauben Sie, daß er ihn annehmen würde?“

Alice zögerte einen Augenblick mit der Antwort; sie sah aus der Erregung der Gräfin, wie viel von dieser Antwort abhängt, dennoch konnte sie die Wahrheit nicht verleugnen und sprach leise: „Nein!“

„Genug, genug!“ rief die Gräfin in Thränen ausbrechend. „Wäre er fähig gewesen, die Liebe eines jungen Herzens wie das Deine zu opfern, um sein Leben zu erhalten, und sich mit der Unehre zu verbinden, um dem Tode zu entgehen, so hätte ich ihn verachtet und seinem Schicksal preisgegeben. Liebe ihn, Alice!“ fügte sie hinzu, das arme Mädchen an ihr Herz drückend, „liebe ihn und sei glücklich mit ihm; er ist eines Weibes Liebe werth, doch nimmer, nimmer lassen Sie ihn das Geheimniß kennen, das Ihr weiblicher Scharfsinn jetzt erräth.“

„Nimmer?“ fragte Alice, die Gräfin forschend ansehend.

„Nicht eher, als nach meinem Tode,“ antwortete die Fa-

vorite, die Thränen aus ihrem Auge trocknend. — „Dann wird mir wenigstens das Erröthen erspart bleiben. Sie haben sich in mir nicht geirrt; ich werde Ihren Geliebten vom Tode retten.“

„Und seinen Freund?“

„Auch diesen. Seien Sie unbeforgt,“ fügte sie hinzu, da Alice mit dem Blicke zweifelnder Hoffnung sie ansah, „ich kenne meine Macht und das schwache Herz, das ich beherrsche.“

„Der Herzog von Cumberland ist Allan's Feind,“ bemerkte Alice.

„Auch der meine.“

„Die Minister hassen ihn.“

„Ich kann sie mit einem Lächeln zermalmen. Fürchten Sie nichts — nur ein Ereigniß giebt es, das die Ausführung meines Willens hemmen könnte — der Tod des Tyrannen, welcher dieses Land beherrscht. So lange er lebt und nur noch ein Schimmer der unglücklichen Schönheit übrig ist, welche einst sein launenhaftes Herz unterjochte, sind seine Krone und Scepter Spielwerk in meinen Händen. Nun leben Sie wohl,“ fuhr die Gräfin fort. „Versprechen Sie mir nur das Eine, daß ich Sie wiedersehen werde. Ich möchte gern auch Allan in Ihrer Gegenwart sehen — doch nur in Ihrer Gegenwart. Versprechen Sie es mir.“

„Ich gebe Ihnen das heilige Versprechen.“

„Nun denn, Adieu! Wenn Sie glücklich sind, Allan's Weib, die Mutter seiner Kinder, so denken Sie zuweilen eines Wesens, das ohne Aufhören für Ihr Glück beten wird.“

„Ich werde beten, daß Ihre wunder Seele Ruhe finden möge!“

„Ja wohl!“ — sprach die Gräfin — „Ruhe im Grabe. Ja, dort werde ich sie finden. Und nun eilen Sie, ich muß den König empfangen, muß meine hinstrebende Gestalt aufrichten, ihn zu empfangen, auf meine hohlen Wangen das Lächeln rufen, Gott helfe mir. Wer mich sieht, ahnt wohl schwerlich, daß mein Herz leidet von den solternden Bissen des Wurms, der nicht stirbt.“

Alice wollte die Hand der Gräfin an ihre Lippen drücken, doch diese, es verbindend, küßte sie auf die Stirn und führte sie in das Vorzimmer, wo Gertrud wartete.

„Hat Ihre Bitte Erfolg?“ fragte die Letztere leise, da sie Alicen zum Wagen geleitete.

„Ja.“

„Ich wußte es. Schätzen Sie sich glücklich. Viele, Viele strebten vergebens nach der Günst, die Sie gewonnen.“

43. Capitel.

Mitternacht war nahe. Im St. Jamespalast, in dem unter dem Namen Drawing-Room der Königin Anna bekannten Zimmer saß ein ältlicher, finster aussehender Herr. Seine Kleidung, obgleich von kostbarem Stoff, war dennoch in Farbe und Schnitt vollkommen einfach, von chokoladenbraunem Sammet, mit einfachen Knöpfen, und ohne jede Verzierung durch Stickerei. Ja, die ganze Erscheinung hatte etwas — wenn man so sagen darf — gesucht Einfaches, denn selbst das breite Band des Hofenbandordens war sorgfältig unter der Weste verborgen, und der diamantene strahlende Georgenorden daran gänzlich bedeckt von den breiten Schößen seines Rockes.

Dieser Mann, unseren Lesern bereits bekannt, kein Anderer, als Georg II., der Beherrscher von England, war eifrig beschäftigt, die Depeschen seines Lieblingssohnes, des Herzogs von Cumberland, und die Berichte seiner Minister durchzulesen. Der Monarch war etwas unter Mittelgröße, seine Züge hatten etwas mürrisches und zeigten durchaus keine Spur von Genie oder von freundlicher Gemüthsart. Ein eigenthümlicher Zug von Schlaueit lagerte jedoch um die kalten grauen Augen, und der untere Theil des Gesichtes verrieth, wie bei allen englischen Königen des Namens Georg, starke Sinnlichkeit.

Der König überlas die Papiere mit allen Anzeichen innerer Bestriedigung, besonders, da er zu dem Theil der Nachrichten gelangte, welche die Niederlage der Rebellen, die Zahl der Gefangenen und die erfolgten Hinrichtungen enthielt.

Pöblich ward er in dieser Unterhaltung durch laute, heftige Worte unterbrochen, welche aus dem Vorzimmer zu ihm drangen. Seine Majestät klingelte heftig, und ein junger dienstthuender Page von 16 Jahren, erst kürzlich am Hofe aufgenommen, erschien.

„Was ist das für ein Lärm?“ fragte der König in deutscher Sprache.

„Ein Officier begehrt mit Sw. Majestät zu sprechen.“

„Der Unverschämte!“

„Ich sagte ihm, daß Sw. Majestät nicht zu sprechen sei, doch er . . .“

Der Schluß der Rede ward abgeschnitten durch die Erscheinung des Herzogs von Cumberland, der im einfachen Uniformrock unangemeldet ins Zimmer trat. Zu jeder andern Zeit oder Gelegenheit wäre der König jorrig geworden, denn er hielt viel auf Etiquette; heut jedoch vermochte ihn der Anblick seines Sohnes, der siegreich heimkehrte, dessen Siege seinen wartenden Thron gestützt, die Krone auf seinem Haupte fest gehalten, heut vermochte ihn der väterliche Stolz, eine Vernachlässigung der Etiquette zu übersehen, und mit Herzlichkeit schloß er den Sohn in die Arme.

„Geht,“ rief der Herzog dem erlauchten Pageu zu, auf die Thür deutend, „und denkt daran, daß es Seiner Majestät Wille ist, nicht gestört zu werden.“

„Einen gleichen Befehl hatte ich erhalten, als ich Sw. königliche Hoheit nicht einlassen wollte,“ antwortete ehrerbietig der Page.

„Das ist wahr, Wilhelm, ganz wahr,“ bekräftigte der König. „Ich wollte nicht gestört sein beim Lesen Deiner Depeschen.“

„Geht,“ wiederholte der Prinz in noch rauherm Tone, „und begreife künftig Eure Pflicht besser!“

Der Knabe erröthete bis an die Schläfe bei diesem Vorwurf, den er nicht verdient, denn wenn Jemand zu tadeln, so war es der Herzog, der des königlichen Befehls nicht achtete. Georg II. fühlte sich im Innern verlegt. Schon mehr als einmal hatte ihn das übermüthige, herrliche Wesen seines Lieblingssohnes geärgert, und dieser, jetzt den übeln Eindruck seines Benehmens auf des Königs Gesicht bemerkend, beeilte sich, seinen Fehler wieder gut zu machen.

„Verzeihung, Sire,“ sprach er, „in meiner Ungebuld, Sie zu sehen, vergaß ich einen Augenblick, daß ich auch Ihren

geringsten Befehlen Gehorsam schuldig bin. — Der Tölpel von Page brachte mich in Hise.

Er ahnte nicht, daß „der Tölpel von Page“, wie er ihn nannte, mit dem Ohr am Schlüsselloch, jedes Wort der Unterhaltung hörte.

„Schon gut, schon gut“ — sprach der König. „Rede nicht mehr davon.“

„Sire“, rief der Herzog triumphirend, „die Rebellion ist erdrückt, die letzte Hoffnung der Stuart vernichtet. Ich verfolgte den jungen Chevalier, wie ein Jagdhund das Wild, und hätte ihn mehr als einmal in seinem Schlupfwinkel ergreifen können, wenn es die verheerliche List seiner Anhänger nicht vereitelt hätte, und der Mangel an Eifer bei denen, die sich Ew. Majestät Freunde nennen, doch wenig besser sind, als maskirte Verräther.“

„Ich weiß, wohin Sie zielen“, bemerkte der König achselzuckend — „auf Argyle — dennoch hat er gute Dienste geleistet.“

„Seine Dienste“, rief der Herzog verächtlich.

„Auf Argyle's Schwester, und...“

„Auf Derby, Binton, und alle diese“, unterbrach ihn der Herzog.

„Ja, ja“, fuhr der König mit gedämpfter Stimme fort, sorgsam die Worte wägend und die Augen halb schließend mit seltsamem Ausdruck. „Diese englischen Peers reden und handeln so unabhängig, als wären ihre kleinen krönchen kaiserliche Kronen, und was noch schlimmer ist, wir müssen sie schonen.“

„Schonen!“ wiederholte unwillig der Sieger von Culloden.

„Ober ihnen trocken“, fuhr der Monarch fort. „Doch das wäre nutzlos. In unserm Vaterland ist das eine andere Sache. Hier aber sind sie Herren und halten die Krone unter Vormundschaft. Das unselige Gesetz, welches das Haus der Lords zu einzigen Richtern über sie setzt, macht uns kraftlos, außer in Fällen offenen Verraths. Aber was?“ — fuhr er fort, „hat denn diesen ungewöhnlich bitteren Spleen hervorgebracht?“

„Ich bin beleidigt worden“, murmelte der Prinz.

„Von wem?“

„Meine Autorität ist gehöhnt worden.“

„Von wem?“ fragte Georg II. noch dringender.

„Von den Männern, die ich nannte.“

Des Königs Antlitz stammte auf in Zornröthe und in Stolz, denn er fühlte sich selbst beleidigt durch den Mangel an Ehrerbietung, den jene Peers seinem Sohn hatten fühlen lassen. Aufgeregt sich in einen Sessel werfend, deutete er auf einen Stuhl gegenüber, für den Herzog.

„Laß mich Alles wissen, Alles“, sprach er.

Seine königliche Hoheit erzählte nun, was in Arran-Castle sich zugetragen, Argyle's freies Benehmen, verschwiegen jedoch den auf seinen Befehl verübten Mord des alten Hauswart, und schloß mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, daß der junge Prätendent im Schloß verborgen gewesen.

„Ohne die Verrätherei der Gräfin und das müßige Zusehen ihres Bruders hätte ich den Abenteurer ohne Zweifel ergriffen“, rief der Herzog, ergrimmt noch in der Erinnerung an jene Scenen.

„Beweise!“ — rief der König, mit der geballten Hand auf den Tisch schlagend. „Beweise!“

Der Herzog mußte gestehen, daß er keine Beweise habe.

„An Argyle's Sympathie für die Rebellen kann ja kein Zweifel sein“, sprach er weiter — „wenn man bedenkt, daß er die beiden Freunde des Chevalier, Allan Glencairn und Crawford, aus Guest's Händen rettete, der mit ihnen wahrscheinlich kurzen Proceß gemacht hätte.“

„Aber er brachte sie als Gefangene in den Tower“, bemerkte der König.

„Ein bloßes Blendwerk, das ein Kind durchschaut.“

„Es ist aber geschmäht, und wir können ihm darum nichts anhaben.“

„Wäre ich König, oder auch nur Regent“, rief Cumberland, „ich wollte diesem hochmüthigen Peer schon an den Kopf. Er benimmt sich wie ein unabhängiger Bundesgenosse und nicht wie ein loyaler Untertan. Auf seine Dienste pochend, ist er nach London gekommen, und will, wie ich höre, die Sache der Gefangenen vor Ew. Majestät im Rath vertheidigen.“

„Es ist schon viel Blut geflossen!“ bemerkte der König mit bedenklicher Miene, weniger durch ein Gefühl des Mitleids, als durch Klugheit zur Milde gestimmt.

„Sir Allan Glencairn ist ein Verräther!“ rief mit Bitterkeit der Herzog.

„Biele Verräther sind entkommen, Wilhelm.“

„Doch kein so unverschämter“, fuhr der Sohn fort. „Er ist nicht nur mein persönlicher Feind, sondern hat auch sein Auge dort hin erhoben, wo Ew. Majestät sich am empfindlichsten beleidigt fühlen muß.“

„Das Auge des Königs sprühte Feuer.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er mit heiserer Stimme.

Der Sieger von Culloden erzählte nun das Zusammentreffen Allan's mit der Gräfin Königsstein, die Begebenheit mit allerlei Erfindungen ausschmückend, welche die eifersüchtige Wuth des Königs, wie er wußte, zum Wahnsinn steigern mußte, denn er kannte die Leidenschaft seines Vaters für sein Opfer nur gar zu wohl.

„Sie haben Recht, Wilhelm“, rief der König. „Gnade wäre hier Schwäche. Er soll sterben, und schleht Argyle und alle Peers mich auf den Knieen um sein Leben!“

„Erlauben Sie mir, Sire, Ihnen zu dieser Festigkeit Blick zu wünschen!“ sprach der Herzog. „Der Entschluß muß Ihnen Ehre. Glauben Sie mir, Sie überschätzen die Macht dieser Männer. Sie können gebeugt werden.“

„Wir wollen darüber nachdenken!“

„Ich habe also Ihr königliches Versprechen, daß das Leben der Verräther nicht gekostet werden soll?“

„Sie haben es“, antwortete der Monarch mit Bitterkeit.

„Und die Regentenschaft?“ fuhr der Herzog fort.

„Soll morgen im Rath zur Sprache kommen, doch Sie wissen, meine Macht ist beschränkt und die Zustimmung des Parlaments durchaus notwendig.“

„Sie werden nicht wagen, dem Vorschlag entgegenzutreten, denn wer könnte wohl dem jungen Thronfolger ein besserer Freund und Rathgeber sein während seiner Minderjährigkeit, als ich, sein Heime, sein nächster Verwandter und natürlicher Beschützer.“

Georg II. antwortete mit einem jener finstern, eigenthümlichen Blicke, welche allen Personen seiner Umgebung nur zu wohl bekannt waren. Er ließ sich nicht täuschen durch das vorgebliche Interesse des Herzogs für den Thronerben, doch da der Streit, im Fall ein solcher sich wirklich entspanne, erst nach seiner Zeit statt finden konnte, so verbannte der königliche Egoist diesen Gedanken aus seinem Sinn. Er selbst hatte nur geringe Liebe zu seinem Enkel und noch weniger zu seiner Schwiegertochter, der Prinzessin Wittve von Wales, welche bei mehr als einer Gelegenheit ihn tief beleidigt, weil sie eine besondere Partei im Staate für sich zu bilden suchte.

„Uebrigens“, fuhr der Herzog fort, „halte ich es für durchaus notwendig, daß, wenn die Vorlesung einst das Land Ihrer väterlichen Sorge berauben sollte, die Zügel der Regierung einer festen Hand anvertraut werden...“

Der König winkte zustimmend.

„Die im Stande ist, die Rechte der Krone zu wahren, welche von den Peers und den Gemeinen schon allzusehr beschränkt ist.“

„Sehr wahr.“

„Die Regierung muß in die Hand eines Mannes gelangen, den sie fürchten.“

Diese Ansichten waren zu sehr im Sinne des Königs, als daß er ihnen nicht seine wärmste Billigung hätte schenken sollen. So erneuerte er denn sein Versprechen, die Regentenschaft des Herzogs im Rath zu beantragen, denn ließ sich jemals ein günstiger Erfolg erwarten, so war es in dem gegenwärtigen Augenblick, wo die Siege des Herzogs seinen Namen mit einem Zauber umhüllt, den selbst seine Grausamkeiten nicht ganz auszulöschen vermochten.

„Gute Nacht“, sprach der König zu seinem Sohne, und reichte ihm die Hand, die dieser ehrerbietig küßte.

„Ich verlasse mich auf Ihre Festigkeit“, bemerkte der Herzog, aufstehend und sich zum Fortgehen anschickend.

„Das können Sie!“

„Also keine Gnade!“

Der Blick, mit welchem Georg II. auf diese Bemerkung antwortete, gab dem unverföhlichen Feinde Sir Allan's und Crawford's die Gewißheit, daß deren Tod beschlossen sei.

Der König schellte — Niemand erschien. Der Herzog öffnete darauf selbst die Thür des Vorzimmers und sah den Bagen im tiefsten Schlafe liegen, denn der Knabe, welcher die ganze Unterredung gehört, begriff sehr wohl, welche Gefahr es ihm bringen könne, wenn auch nur geahnt ward, daß er das Geheimniß erlaucht habe.

Hestig trat der Herzog auf den Bagen zu, schüttelte ihn bei der Schulter und rief: „Erfüllt Ihr so Eure Pflicht, Sir?“

Der Knabe sprang vom Sessel auf, anscheinend in großer Bestürzung, die, in Anbetracht seiner Jugend, wirklich vortheilhaft gepielt war, und stammelte eine Entschuldigung.

„Schelten Sie ihn nicht“, flüsterte der König. „Es ist schon spät, und jedenfalls war es besser, er schlief, als daß er unsere Unterredung mit anhörte. Verufen Sie meine Kammerherren her“, fügte er laut, zum Bagen gewandt, hinzu, „und seien Sie künftig wachsam.“

Vater und Sohn zogen sich nun in ihre Gemächer zurück, der Erstere gepeiniget von gräßlichem Argwohn gegen das Weib, das er so unsäglich unglücklich gemacht, der Andere getrag von dem triumphirenden Bewußtsein, daß die Wege der Gnade auf immer den Männern versperrt seien, die er mit seinem Haß beehrte.

Der Page legte indessen, statt sich zur Ruhe zu begeben, sein seidenes Gewand mit den langen blauen, silberdurchwirkten Schleifen ab, kleidete sich in ein anderes, weniger auffallendes, verließ dann den Palast durch die Gartenpforte, zu welcher er den Schlüssel hatte, und eilte dem Schloß der Prinzessin Wittve von Wales zu. So spät, oder vielmehr früh die Stunde, verschafften einige ins Ohr des Thürhüters geslüsterte Worte ihm dennoch Einlaß in das Vouloir ihrer Hoheit, die, dicht in ein weites Nachtkleid gehüllt, sogleich erschien.

„Ist der König krank?“ fragte sie eifrig.

„Nein, königliche Hoheit“, antwortete der Page.

Eine Wolke der Täuschung flog über die schönen Züge der erhabenen Wittve, verschwand jedoch sogleich wieder, und mit frommer Geberde die Hände faltend, rief die Prinzessin, „Gott sei Dank!“ ein Ausruf, welcher Niemanden über ihre wahre Gesinnung verblenden konnte.

„Warum begehren Sie so ungewöhnlicher Stunde Audienz?“ fuhr die Mutter des Thronerben fort, geärgert durch das Plätschern auf dem Gesicht des Pagen.

Ihr Aerger schwand jedoch, als der Knabe ihr den Inhalt der erlauchten Unterredung mittheilte, denn der Gegenstand derselben berührte ihre theuersten Interessen. Sie hatte nämlich seit langer Zeit sich mit der Hoffnung geschmeißelt, im Fall der König Georg II. während der Minderjährigkeit ihres Sohnes stirbe, zur Regentin ernannt zu werden.

„Sie haben mir in der That einen wichtigen Dienst geleistet“, rief die Prinzessin, „den ich nicht vergessen werde. Mein Sohn soll Ihnen einst statt meiner danken.“

Die Günstbezeugungen, deren nachmals sich Karl Leiningen (so hieß der Page) von Georg III. rühmen konnte, bewiesen, daß die königliche Wittve ihr Versprechen nicht vergaß.

Der Page kehrte in den Palast zurück, und noch vor Tagesanbruch ließ die Prinzessin Wittve ihren Rathgeber, den Carl von Bute, Vormund des präsumtiven Thronerben, zu sich entbieten, ihm die wichtige Botschaft mitzutheilen. An alle den Interessen der Prinzessin ergebene Rathsmittglieder wurden Noten gesandt, worin ihnen die projectirte Regentenschaft des Herzogs von Cumberland mitgetheilt und zugleich die Warnung ausgesprochen ward, dem erwähnten Project beizustimmen.

„Cumberland Regent!“ rief der Carl von Bute, nachdem die erste Ueberraschung sich gelegt und kühlerer Ueberlegung gewichen war. „Das Parlament wird eine solche Maßregel nicht billigen.“

„Nach seinem Siege über die Rebellen wird das Parlament Alles billigen“, sprach die Prinzessin erbittert. „Die Schwäche des verlebten alten Königs wird mich meiner natürlichen Rechte berauben!“

„Sie müssen mit Eurer Majestät sprechen“, erwiderte der Carl von Bute, „und der Prinz muß Sie begleiten. Nichts ist so vergänglich als der Enthusiasmus, besonders wenn der Gegenstand desselben keine von den Eigenschaft'n besitzt, die im Stande sind, ihn zu nähren. — Ausschau ist Sieg! Ich

will indessen dafür sorgen, daß die Grausamkeiten des Herzogs durch die Zeitungen in rechtem Lichte dargestellt werden, und zugleich die Gefahr, welche darin liegt, den fremden Dheim als Stellvertreter und Führer des in England geborenen Thronerben zu erwählen.“

„Sie vergessen, Mylord“, sprach die Prinzessin sehr ernst, „daß auch ich eine Fremde bin.“

„Bei Ihnen, Madame, kann das kein Hinderniß sein; Sie sind die Mutter des Prinzen.“

So ward nun der Entschluß gefaßt, daß im Laufe des Tages die Prinzessin Wittve mit ihrem Sohne, dem Thronerben, nach St. James sich begeben und den König um eine Audienz bitten sollte. — Ein kühner Schritt, wenn man erwägt, daß Georg II. seine Schwiegertochter und deren Sohn herzlich haßte.

(Fortsetzung folgt.)

A h n e n .

Stunden, Tage giebt's im Leben,
Wo wir bangen, wo wir zagen,
Wo es schmerzlich uns durchrieselt,
Ohne daß ein Leid wir tragen.

Ob in solchen bangen Stunden
Wohl das Schicksal auf uns lauert?
Unser Seele dessen Nähe
Fühlt und zusammenschauert?

[4262]

J. R.

Sommer = Lectüre.

Sommer-Lectüre ist eine besondere Art des großen weiten Begriffes: Lectüre. Jeder versteht den Ausdruck, und doch weiß schwer Jemand ihn genau zu erklären. Es giebt eine gemäßigtere Zone in unserm Geiste, einen Seelenzustand, der zwischen süßem Nichtsthun und Arbeit mitten inne liegt, und diesem Zustand muß die Sommer-Lectüre entsprechen. Es muß ein Buch sein, dem ihr nur von Zeit zu Zeit einen Blick schenkt, wenn ihr, im Schatten des Baumes liegend, die Blätter über euch rauschen hört, mit denen der Wind sein loses Spiel treibt, während Insecten summend die Luft durchziehen, Vögel für die reichliche Mahlzeit ein jubelndes Danklied singen, und die Wellen des Schummerens den leichten Schaum wacher Träume über eure Seele ausschütten, wie die Wellen der See dem ruhenden Jährmann im niedrigen Boote. — Ein Buch, das von Zeit zu Zeit entfällt, das ihr wieder aufnehmet, das den Silberfaden eines Gedankens, fein wie Spinnenweb, zu euerm Geiste hinüberspinnt, einen Faden, so fein, daß der Wind ihn zerrißt wie den Faden der Spinne — das ist ein Sommerbuch. Ihr wißt nicht, wo ihr stehen geblieben, kümmert euch auch nicht um den Anfang. Anfang, Mitte und Ende — Alles ist zum Anfang tauglich, denn ihr lest ja das Buch nicht um seiner selbst willen — o nein, dazu ist die Lust zu mild, die ganze Natur zu sehr erfüllt mit dem wohnigsten Glück, mit der holdesten Weisheit, als daß die gedruckten Gedanken etwas Anderes als die discrete Begleitung zu dem wunderbar schönen Gesang des Lebens sein könnten.

Ohne Zweifel hat ernstes Studium seinen hohen Werth, das tiefe Studium, welchem die Bücher nicht Lurus, sondern Bedürfniß sind, wie das tägliche Brod, welches mit ihrer Hilfe die Tiefen der Wissenschaft ergründet und die Erfahrungen verfunkenener Generationen zu Rathe zieht, um neue für die Gegenwart darauf zu bauen.

Doch so ehrenwerth auch die Büchergelehrsamkeit, dieser eiserne Fleiß sein mag, welchem noch die mittlernächliche Lampe zu schweren Forschungen leuchtet, so darf man doch deshalb eine leichtere Auffassung des Lebens nicht verachten. Auch das momentane Lesen hat seine Reize, namentlich im Sommer, ja es ist im Sommer fast die einzige Art des Lesens, zu der Menschen von Phantasie sich aufgeleitet fühlen. Wer kann Achtsamkeit haben für die Combinationen des Romanen, wenn in der hohen Ulme über unserm Haupte der sanfte Wind süße Melodien singt, und um die Wurzeln des alten Baumes der muntere Bach in nie alternder Jugend zu unseren Füßen mit seinem kindlichen Gepläuber uns unterhält.

Wißt ihr, wie schön es ist, bei der Heuernte zu lesen? die Thore der Scheune stehen weit offen, in der Ferne schwanft der hochgethürmte Wagen heran; geschäftige Demmen scharren den Boden auf, in kurzen Sentenzen ihre Ansichten und Erlebnisse einander mittheilend, manchmal sogar eine jener complicirteren Strophen oder Hühnergesänge ausführend, welche ohne Zweifel in ihrer Sprache ein Loblied oder ein Liebeslied bedeuten; Schwalben fliegen aus und ein, und Wolken eilen über die Sonne, die Seiten des Buches dunkler oder heller in raschem Wechsel beleuchtend. O, wie herrlich ist es da ein Gedicht zu lesen — vielleicht ein Gedicht, welches uns zurückversetzt in vergangene Jahre, da wir dasselbe Lied auch gekannt, vielleicht mit lieben Freunden gelesen. — Nichts Neues braucht ihr zu lesen, wenn der erquickende Duft des Heues Euch zu Kopf und Herzen bringt; nein, nur eine bekannte Zeile, nur ein empfundenes kurzes Lied, und der Ton ist angeschlagen, in welchem eure Seele ihre eigenen Empfindungen weiter schießt. Ihr mögt dann getrost das Buch sinken lassen, die Buchstaben mit ihren verschwimmenden Gestalten haben Alles gethan, was sie jetzt für euch thun konnten, sie haben euch zurückgeführt zu vergangenen Tagen, Wünschen und Freuden, deren blühende Bilder so leicht und innig mit der holden Gegenwart verschmelzen, daß sie unmerkbar eins zu sein scheinen. Während dann das Buch müßig in euerm Schooß liegt, schwinden die Stunden so süß und unglaublich schnell dahin, daß ihr euch zu täuschen meint, wenn ihr die Sonne seht, schon tief hinuntergerückt im Westen, und die rufenden Liebenden Stimmen vernehmt, die euch zur Abendmahlzeit laden.

[4211]

Glück der Kindheit.

1.

Habt Ihr schon aufmerksam in das Auge eines Kindes gesehen — habt Ihr es verglichen mit dem Auge des Menschen, über dessen Haupt schon eine lange Reihe von Jahren mit ihren Sorgen und Wonnen, ihren Hoffnungen, Wünschen und Täuschungen dahingezogen? Wie der Anblick eines klaren Sees uns fesselt, dessen durchsichtige Wellen tief auf den reinen Grund blicken lassen, in dessen Fläche der Himmel mit seinen Sternen, mit seinen Sonnenstrahlen wieder scheint — so fesselt uns der milde, ruhige Spiegel eines unschuldigen Kinderauges.

Der gottergebene, ungetrübte Friede schaut uns daraus entgegen, der Friede, vor dessen Höhe unwillkürlich unser Herz sich beugt, während darin zugleich ein leises Weh sich regt, daß dieser Friede nicht dauern kann, daß die Gewitter vielleicht schon am Horizont lauern, die diesen reinen Himmel mit Sturmwolken überziehen, die ruhige Tiefe aufwühlen, in welcher jetzt die Dämonen des Schmerzes, des Kummers und der Leidenschaft noch ungeweckt schlummern.

Er kann nicht dauern, dieser Kindesfriede, der sich auf die Unkenntnis der Welt und des Lebens gründet, und doch möchten wir ihn so lange als möglich den jungen Seelen erhalten; doch können wir nicht ohne Betrübnis sehen, wenn unglückliche Verhältnisse, häusliches Elend, Sünde, Thorheit oder Leichtsinns der Eltern die harmlosen Kleinen allzu früh aus dem Eden der Kindheit vertreiben, die Schmetterlingsflügel ihrer jungen Herzen mit Sorgen und traurigen Erfahrungen, mit eiteln Wünschen belastend, daß sie nicht, wie die Natur will, fröhlich von Blüthe zu Blüthe flattern können.

Woher kommt es, daß kein Kummer so sehr unser Mitleid erregt, als der auf dem Antlitz eines Kindes, daß Eitelkeit und Coquetterie uns nirgend mehr verletzt, als an einem Wesen, daß den Jahren nach noch der Kindheit angehört? — Ohne Zweifel daher, weil wir fühlen, daß der Kummer auf diesem Antlitz ein unzeitiger Gast sei, daß Eitelkeit und Coquetterie hier den Boden eines jungen Herzens austrocknen, welcher bestimmt war, die Blüten der Liebe und Pflicht zu tragen!

Ein glückliches Kind! Im ganzen weiten Reich des Schönen und Liebenswürdigen giebt es nichts so Schönes, so Liebenswürdigeres, als ein glückliches Kind. Hätte das Leben unsern Glauben an das Glück gänzlich erschüttert, hätten traurige Erfahrungen uns an der Liebe Gottes, am Werth der Menschen zweifeln gemacht — der Anblick eines glücklichen Kindes ist es, welcher uns den Glauben an das Glück, unser Vertrauen zu Gott und Menschen wiedergiebt. — In ihm sehen wir, daß Glück, Freude, Friede, Vertrauen auf der Erde heimisch bleiben müssen, da es Wesen giebt, die des Glücks und der Freude, als des ihnen einzig zukommenden Elementes bedürfen — die Kinder. — Wir müssen glauben an Friede und Vertrauen, da wir sie vor uns sehen, verkörpert in der holdsten Gestalt — in einem Kinde.

Wie sollten die Herzen liebender Eltern oder Erzieher nicht von dem Wunsche bewegt werden, Friede, Vertrauen und Glück ihren Lieblingen zu erhalten so lang als möglich, wie sollten sie nicht ernstlich, ja ängstlich streben, Alles fern zu halten, was den unbewölkten Himmel der Jugend verdunkeln, was die Seele des Kindes bekümmern könnte mit den Schattenseiten des Lebens!

Man kann entgegen: „Wozu diese Schonung? Wozu nützt es, wenn die Seele des Kindes, des jungen Mädchens, absichtlich in Unkenntnis erhalten wird über das, was vom Leben in der Welt unzertrennlich? Wozu nützt es, wenn sie sich gewöhnt, alle Menschen für gut zu halten? Wird sie nicht eben dadurch um so leichter den Ränken der Bösen und Gewissenslosen anheimzufallen?“

Diese Frage ist in der That sehr schwer genügend zu beantworten, denn wer könnte behaupten, daß Vertrauen und Arglosigkeit noch nie geküßelt, nie mißbraucht worden seien! — Dennoch ist es eben so unleugbar, daß in den meisten Fällen Unschuld und Vertrauen ein Diamantenschild, von dem die giftigen Pfeile der Versuchung abprallen. Die wahre Güte, die an das Böse nicht glaubt, weil es ihr selbst fern liegt, übt einen mächtigen Zauber auch auf Solche, die mit dem Bösen vertraut sind, und vor Trug und Lüge nicht zurückzucken.

Wie leicht ist ein Kind zu beleidigen! Und doch — wer vermöchte es? Kaum der roheste der Menschen ist dazu roh genug. Ein Kind, das schwächste, das hilfloseste aller Geschöpfe, ist dennoch sicher; seine Unschuld, sein Glaube an fremde Mäßigkeit und Liebe schützt es vor Gefahren, denen es in seiner Ohnmacht und Unerfahrenheit nicht ausweichen könnte.

Wohl ist es wahr — wer von dem Dasein des Bösen weiß, kann demselben aus dem Wege gehen. — Doch nicht leicht giebt es eine traurigere Schutzwehr, als Argwohn in der Seele eines Kindes. — O möchten doch alle Mütter — denn diesen liegt ja die Pflege der Kinderseelen zunächst ob — möchten doch alle Mütter sich scheuen, den Argwohn in die jungen Herzen zu pflanzen; wo er naht, entzieht der Genius des Glückes, und eine grauenvolle Last wird der zarten Menschenpflanze aufgebürdet, unter deren Druck sie nur langsam und schwer sich hervorarbeiten kann, wenn die unheilvolle Würde die Keime des Guten und der Glückseligkeit nicht gänzlich erdrückt.

Eine Mutter, die ihren Kindern das Glück der Kindheit, der Jugend, lange erhalten will, hat keine leichte Aufgabe. Sie muß unausgesetzt über ihre eigenen Gefühle und deren Ausdruck, über jede ihrer Reden wachen, denn nicht die unmittelbaren Befehle, Anweisungen oder Verbote sind es, die auf das Gemüth des Kindes wirken; dem scharf beobachtenden Blick desselben entgeht keine Miene, keine Bemerkung. — Eitelkeit, Mißgunst, Ungerechtigkeit, Hochmuth, alle Fehler und Thorheiten kann die Mutter dem Kinde einimpfen, nicht indem sie es zu denselben anleitet, sondern einzig dadurch, daß sie dieselben an sich selbst duldet. Im Eigenthum steht es eben so wohl in ihrer Macht, die Kinder zur Einfachheit, zum Wohlwollen, zur Gerechtigkeit, Demuth, Wohlthätigkeit, zu allen Tugenden zu erziehen, indem sie selbst diese übt, denn ein Kind, das nur Gutes sieht, kann nicht schlecht werden, und nur ein gutes Kind ist ein glückliches Kind!

Die Knaben werden in den meisten Fällen durch Ent-

fernung aus dem elterlichen Hause dem unmittelbaren Einfluß der Mutter entzogen, doch den Mädchen, welche bis zur Zeit der reifen Jugend bei den Eltern weilen, kann die Mutter ihre Nähe zum Segen gereichen lassen durch Anweisung und Beispiel. Sie kann die Kleinen bei ihren Kinderspielen zur Ordnung, zur Gerechtigkeit, zur Milde, zur Liebe gewöhnen, sie kann verhindern, daß Ueberhebung und Brunnstucht die Reinheit der jungen Seelen beflecke, sie kann durch die Wahl des Umgangs, durch ihr eigenes Leben und Verhalten den Kindern die beglückende Lehre geben, daß die Menschen gut seien, daß man ihnen vertrauen dürfe, ihnen wohlthun, sie lieben und ehren müsse.

„Denn ach — die Menschen lieben lernen — Das ist das einzig wahre Glück!“

So wüßte auch ich keine bessere Erziehungsart, keine, welche den Kindern nicht nur das Glück der Kindheit, sondern zugleich das ihres ganzen Lebens sichert, als die: Lehret die Kinder die Menschen lieben! Fürchtet nicht, das Leben mit seinen Verwirrungen, Täuschungen und Irrthümern, mit seinen Bildern von Thorheit und Verbrechen könne diese Lehre zu Schanden machen, und vielleicht gar Euren Kindern den Vorwurf in den Mund legen: „Warum hast Du uns Liebe gelehrt gegen Welt und Menschen, und hättest uns doch Mißtrauen und Argwohn gegen dieselben einflößen sollen!“

Ihr fühlt es wohl selbst, daß ein solcher Vorwurf eine Unmöglichkeit ist. So wenig ein Reicher, selbst zehn Mal bestohlen, ernstlich wünschen kann, ein Bettler zu sein, so wenig wird eine liebende Seele, wenn gleich zehn Mal getäuscht, sich die Bettelarmuth des Menschenhassers wünschen.

Keine Liebe, auch nicht die Menschenliebe, ist an die Vollkommenheit ihres Gegenstandes geknüpft. — Die Liebe tilgt der Sünden Menge; — sie trägt Alles, sie hofft Alles, sie duldet Alles, daher ist sie es allein, die auf dieser trotz ihrer Schönheit an Mängeln und Irrthümern so überreichen Welt zu wahrem Glück befähigt, die es uns sogar möglich macht, im Alter noch des Glücks der Kindheit zu genießen, nämlich des ungetrübten Friedens, welcher von dem Glauben an die Menschheit unzertrennlich ist.

So erziehet denn Euer Kind, Euer Töchter zur Liebe, zu langmüthiger, vergehender Liebe, und mit dieser zum einzigen Glück des Lebens!

[1267]

Marie Harter.

Würde des Charakters.

Kein Wort wird wohl so häufig mißverstanden oder falsch gedeutet, als Würde. Viele glauben, die Würde sei nur vereinbar mit Vornehmheit und Stolz, und folglich nur für Solche erreichbar, die eine hervorragende Stellung in der Welt einnehmen. Das ist ein großer Irrthum; die wahre Würde, das Gegentheil der Gemeinheit, gehört keiner Sphäre oder menschlichen Gesellschaft ausschließlich an, wird in der Hütte und im Palast gefunden, unter den arbeitenden Classen wie im Kreise der Bettelsten und Besitzenden.

Wie traurig auch die Wahrnehmung sein mag, so können wir uns doch gegen dieselbe nicht verblenden, daß namentlich unter der weiblichen Jugend wahre Würde des Charakters so selten gefunden wird, ja daß ihre Ansicht von Würde mit Wahrheit und Natürlichkeit im offenen Widerspruch steht, und weit eher dazu beiträgt den Charakter herabzuziehen, als zu adeln. In der festen Ueberzeugung, daß man, um würdig zu erscheinen, notwendig stolz sein, um bewundert zu werden, allerlei ungewöhnliche Eigenschaften zur Schau stellen müsse, vergeuden die bedauernswerthen Opfer ihres eigenen Irrthums die besten Kräfte für die Erlangung ephemerer Triumphe, die das Herz leer lassen.

Gesellschaftliche Schaustellung von Gelehrsamkeit, Tugend, Frömmigkeit, Großmuth, Wis, Originalität, Geld, Rang und Eigenthum ist mit der wahren Würde des Charakters geradezu unverträglich. Treue Erfüllung unserer Pflichten hingegen, gewissenhafte Erkenntnis und Durchbringung der Obliegenheiten, welche unsere Verhältnisse uns auferlegen, sei es auch in einem beschränkten Lebenskreise — das ist es, was wahre Würde giebt, und nur indem die weibliche Jugend in hoher Achtung vor ihrer Pflicht, in Arbeit, Fleiß, Ordnung und Selbsterleugnung erzogen wird, kann sie fähig gemacht werden, die wahre Würde des Charakters zu begreifen und zu erreichen.

Wenn Ihr die Schule verlasst, meine jungen Leserinnen, so erfordert die neuen, Euch erwartenden Beschäftigungen und Verhältnisse Eure ganze Wachsamkeit. Das Leben öffnet sich vor Euch und Ihr seid berufen, auf dem Schauplatz desselben Eure Rolle zu spielen. Entschleift Euch dann ernstlich, in Euer Leben — so zu sagen — Metalle zu bringen. Ueberlegt genau, was Ihr thun und lassen könnt, was Ihr thun müßt, und was Euer Angehörigen wünschen, daß Ihr thun und leisten sollt; danach bildet Euch das System Eures Handelns. Schenkt liebevolle Beachtung den Sorgen Eurer Mutter — wenn Ihr noch so glücklich seid, sie zu besitzen — und theilt sie mit ihr. Sollte sie schwach sein, so nehmt Rücksicht auf ihre Schwäche, tröstet sie durch Theilnahme, und stützet sie durch Besonnenheit und Charakterfestigkeit. Nehmt den Haushalt unter Eure Obhut, wendet Eure Geschäftlichkeit an die Ausführung häuslicher Geschäfte, zählet Ordnung, Pünktlichkeit, Sparsamkeit zu Euren hauptsächlichsten Pflichten. Euer Charakter wird nichts von seiner Würde einbüßen, weil Euer Kopf mit Gedanken über vortheilhafte Führung des Hauswesens, und Euer Hände mit nützlicher Arbeit beschäftigt sind. Ist Eure Lage eine solche, die Euch von der Nothwendigkeit der häuslichen Arbeiten befreit, so seid Ihr deshalb nicht berufen, gedankenlos und umhätig die Zeit zu vergeuden; es ist sehr wichtig, daß die Herrin des Hauses wenigstens wiße, wie die Haushaltsarbeiten gethan werden müssen, und keine Familie kann ein wohlgeordnetes, vollkommen glückliches Leben führen, in welcher alle Arbeit, alle Anordnungen und Eintheilungen den Dienern überlassen bleiben.

Seid Ihr genöthigt, für Euer Lebensunterhalt zu arbeiten, so schämt Euch dessen nicht. Berufsarbeit ist nicht eine schwere Verpflichtung, sondern vielmehr ein Vorzug, und schafft das reinste Erdennglück. Das müßige, eitle, gedankenlose Mädchen hat Ursache sich zu schämen, doch Die, welche durch ihren Fleiß ihr Brod erwirbt, sich und den Ihrigen eine gemüthliche, freundliche Heimath schafft, hat eine Würde

erlangen, welche die müßige Stutzerin in modernster Toilette alle Ursache hat zu beneiden.

In welcher Lage Ihr auch sein mögt, erfüllt Eure Pflichten treu, es mag nun Eure Aufgabe sein, am Krankenbett zu wachen, das kraftlose Alter zu stützen, den häuslichen Heerd zu einem Ort des Behagens und der Freude zu machen, oder das kleine Reich des Hauses zu verwalten.

Als Töchter lernt zuerst Eueren Eltern dienen, ihre Wünsche errathen, für ihr Glück sorgen, und seien dazu auch von Eurer Seite Opfer nöthig. Vielleicht stimmt dieses Bild wenig überein mit dem, welches Eure Phantasie sich vom Leben entworfen, und in dem Vergnügungen und Zerstreuungen aller Art im Vordergrund stehen. Doch bei nur einigem Nachdenken werdet Ihr einsehen, daß es thöricht, ja unvernünftig sei, die bloßen zufälligen Ereignisse des Lebens als dessen Endzweck und einziges Glück zu betrachten.

Talente sollen in den meisten Fällen ausgebildet werden, um durch ihre Uebung die Freuden des häuslichen Lebens zu erhöhen. Viele talentvolle Damen sind indessen der Ansicht, daß ihre Ausbildung nur den Zweck habe, in Gesellschaft zu glänzen — die Ihrigen allein damit zu unterhalten, scheint ihnen thöricht und unnützlich. Wie weit solche Meinungen von wahrer Würde des Charakters entfernt sind, bedarf keiner weiteren Beweise.

Vermeidet durch Verläumdung Eurer Pflichten die Eltern zu betrüben, denn ihr größter Schmerz ist, Euch unwürdig handeln zu sehen. Sie sind tief bekümmert, wenn sie in Euch Niedrigkeit der Gesinnung wahrnehmen, einen Charakter, der immer und überall mehr auf das eigene Behagen, als auf das Anderer bedacht ist, mehr darauf, Gutes von Anderen zu empfangen, als Anderen Glück zu bereiten.

Thaten, Blicke, Worte sind Buchstaben, aus denen man den Charakter zusammenbuchstabirt. Darum wachet über Euer Worte, Blicke und Handlungen in und außer dem Hause. In der Unterhaltung seid rückwärtsvoll und besonnen, stets bereit zu hören, zu lernen, nachzugeben. Mit dem richtigen Gefühl von dem, was Euch noch mangelt, werdet Ihr anspruchslos und liebenswerth sein und Euch in der Gesellschaft mit mehr wahrer Würde bewegen, als die hochmüthige, anmaßende Frau, die in ihrer eigenen Meinung über allen Anderen steht.

Würde des Charakters bedingt tadelloses Benehmen in allen Verhältnissen des Lebens. Wir könnten zwar an die verschiedenen Lagen Eures gegenwärtigen und künftigen Lebens als Tochter und Schwester, als Weib und Mutter, als Hausfrau und Mitglied der Gesellschaft noch Ermahnungen knüpfen, doch damit würden wir die uns gesteckte Grenze überschreiten. Ihr selbst werdet sie Euch zurufen können, wenn Ihr nachdenkt über Eure Pflicht. Dann wird, in welchem Verhältniß Ihr auch stehen möget, Euerm Wesen, Euerm ganzen Leben die wahre Würde des Charakters nicht fehlen.

[1252]

Eine gute Köchin.

In den langen Listen der Personen, welche täglich, wie wir in den Zeitungen sehen, für dieses oder jenes Fach gesucht werden, begegnen wir keinem Begehre so häufig, als dem nach einer guten Köchin. In jedem andern Fach ist Ueberfluß, nur die Jünger und Jüngerinnen, oder vielmehr die Meister und Meisterinnen der Kochkunst sind unendlich selten, so selten als gute Prediger, gute Poeten, so selten, wie am Ende alles wirklich Gute. Ja sogar in Frankreich, welches sich der Vollkommenheit in der Kochkunst rühmt, sind die eigentlichen Meister dennoch eine Seltenheit, denn als vor Kurzem dem großen Romellisten Alexander Dumas zu Ehren ein Diner gegeben ward, dem die bedeutendsten Männer Frankreichs — größtentheils an gute Köche gewöhnt — beizuhöhen, fragte der Enthusiasmus der Gäste über die Delicatesse der Speisen so hoch, daß sie nach dem Koch schickten, und als er erschien, ihn im Triumph auf den Schultern im Saale umher trugen. Diese Begeisterung für die außerordentlichen Leistungen der Kochkunst beweist, daß also auch dort in dem verwöhnten Paris der wahre Kochkünstler ein Phänomen sei, eine Bemerkung, die uns einigermaßen zum Troste gereicht, besonders wenn wir bedenken, daß schon seit dem grauen Alterthum wahrhaft gute Köche auf Erden so selten erschienen, wie die Engel. Als Alexander der Große auf seinem Triumphzuge durch Kleinasien kam, sandte die Königin von Cana dem jungen Eroberer, um ihm ihre Achtung zu bezeugen, zwei Köche; wahrscheinlich wußte sie, daß die Macedonier dieser Künstler sehr bedürftig seien.

Ogleich nun der Eroberer die Köche zurückgeschickte mit der wohlbekanntem Meldung, daß er schon zwei vorzügliche Köche, Mäßigkeit und Bewegung, in seinem Sold habe, so geht aus dem Geschehn der Königin doch hervor, daß es ihm an guten Köchen fehlte, obgleich er den Mangel nicht fühlte.

Mäßigkeit und Bewegung können freilich den schlechtesten Koch erträglich machen, aber der eigentliche Reiz des Essens, das wirkliche Vergnügen daran, kann uns nur durch einen guten Koch zu Theil werden.

Es ist so sehr leicht, für jedes nur erdentliche Fach der Arbeit Hände, und geschickte Hände und Geister zu finden. Buchhalter, Schreiber, Schneider und Schneiderinnen, Putzmacher und Putzmacherinnen, Lehrer und Lehrerinnen; warum nicht Köche und Köchinnen? Woher kommt dieses Mißverhältniß? Warum lernen nicht mehr Männer und Frauen die Kochkunst? Soll dieser Mangel an guten Köchen und Köchinnen durch alle Zeiten ein chronisches Uebel bleiben? Warum errichten nicht unternehmende Männer oder Frauen eine Schule, eine Akademie oder eine berartige Bildungsanstalt für Kochkünstler? Oder warum bringen nicht wenigstens die Mütter ihren jungen Töchtern die Grundregeln der Kochkunst bei, damit der junge Chemann nicht in den ersten Tagen seines häuslichen Glücks ein Gesuch nach einer „guten Köchin“ müsse in die Zeitung setzen lassen? Das große Gesetz der Natur und das hergebrachte der menschlichen Gesellschaft befiehlt, daß der Mann das rohe Material für die Mahlzeit herbeischaffe, und die Frau sie bereite.

Wenn ein Gesetz existirt, welches forderte, daß jedes Mädchen eine Prüfung ihrer Geschäftlichkeit im Kochen bestehen müßte, ehe ihr gestattet würde, sich zu verheirathen, so wäre dies ohne Zweifel sehr zum Wohle der Menschheit, zum Besten der Familie, und der allgemeinen Noth um gute Köchinnen wäre abgeholfen.

[1253]

Begräbniß einer venetianischen Jungfrau.

Die Sonne ist ins goldne Bett gestiegen;
Still wie ein Kind, halb träumend, unbewußt
Entschimmert an Venedig's Marmorbrust
Das müde Meer mit leisen Athenzügen.

Nur langsam zog des Tages Flammenseele
Dem glühenden Gott, der sie erzeugte, nach,
Entweichend vor der Nacht, die allgemach
Sich senkt auf Golf und Straßen und Canäle —

Die Nacht, Gespenst, die lichte, schwüle,
In der das Leben üppiger nur lagt,
In der die Liebe süß're Eide wagt,
Und höher wagt die Brandung der Gefühle.

Mit leiser Hand drückt sie die Eiertentflore
Auf still zerbrochener Paläste Haupt,
Wo im Portal, von Ephen dicht umlaubt,
Auf Marmorhufen träumt der Lazzarone.

Bedeckt von ihrem goldschimmernden Schleiер
Nur selig lächelnd das gewaltige Meer,
Und giebt sich willig zum Vertrauten her
Der Lebenslust und süßer Liebesfeier.

Was kommt dort durch die stille Nacht gezogen? —
Ein Madon. — Bringt er Leben wohl und Glück?
Die Sterne schau'n herab mit bitterm Blick
Und leise weinen die bewegten Wogen.

Ja, blickt, ihr Sterne, einmal noch hernieder
Auf jene liebliche Gestalt im Kahn,
Noch einmal drängt, ihr Wogen, euch heran;
Ihr seht das holde Antlitz nimmer wieder.

Denn sie, die Jungfrau, die vor wenig Tagen
In eurer Fluth ihr blühend Bild beschaun
Heut müßt ihr sie, des Todes bletche Braut,
Den letzten Weg, den Weg zum Grabe, tragen.
Marie Garrat.

[1863]



Fräulein Susannens Freier.

Schon seit fünf Jahren wohne ich bei Fräulein Susanne Martin in dem kleinen Häuschen, das ihr gehörig, von ihr selbst bewohnt wird. Eine Freundin, welche Fräulein Martin seit langer Zeit kannte, und voraussetzte, die Dame und die Wohnung werde meinen bescheidenen Verhältnissen und ruhigen Lebensgewohnheiten zusagen, hatte mich dorthin empfohlen. Das Häuschen war klein, mit nur einem Vorzimmer, welches sonst immer Fräulein Susannens Wohnzimmer gewesen. Doch da sie selbst mich gern als Mitbewohnerin ihres Hauses aufnahm, so trat sie mir bereitwillig dieses Stübchen ab und behalt sich mit dem hintern Zimmer und dem daran stößenden Cabinet.

Nach einem arbeitsvollen Tage, an welchem Möbel placiren, Bilder aufhängen, Teppiche legen und Gardinen arrangiren einander ablösten, war ich eingerichtet und befand mich wohl in meinem kleinen Nyl. Die zwei breiten Fenster des Stübchens gingen auf eine Reihe schmaler, düsterner Häuser hinaus, davon eines eine Restauration, das andere ein Kleiderladen, das dritte eine Schule war, während das vierte von einer alten Dame mit einer Cambric-Haube bewohnt war, welche keine andere Beschäftigung zu haben schien, als an einem unendlichen blauen Strumpfe zu stricken und mich zu beobachten.

Meine Wirthin war eine der freundlichsten, anspruchslosesten alten Jungfern, die mir jemals begegnet. Sie mochte ungefähr vierzig Jahre zählen. Ihr hellbraunes Haar war von einzelnen Silberstreifen durchzogen, und unter ihren freundlichen Augen machten sich sogar einige „Krähenfüße“ bemerkbar. Sie hatte jedoch schöne Zähne, einen hübschen, geraden Wuchs und sah, was sie auch thun oder treiben mochte, wunderbar sauber und hübsch aus. Sie hatte einen leisen, leichten Gang, eine sanfte Stimme, und sang beim Umhergehen ohne Unterlaß ein Liedchen leise vor sich hin, wie ein Vögelchen, das in Tönen denkt. Sie las gern Gedichte, wenn die Gedanken darin ihr nicht zu hoch waren, besonders Sonntag Nachmittags und an den Abenden, auch Romane und fromme Memoiren las sie nicht ungerne, ja, sie schrieb sogar selbst Verse — über die Gedanken, die ihr tägliches einfaches Leben in ihr erweckte — nicht ohne sichtbares Bemühen, dem Versmaß und dem Reim Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wobei natürlich, wir dürfen es nicht leugnen — mitunter moralische Gemeinplätze die Zahl der Verse füllen helfen mußten. Die seltsamste Eigenschaft an Fräulein Susanne war aber jedenfalls ihr fester Glaube an Vorzeichen; es war halb traurig, halb lächerlich, zu sehen, wie bestimmt sie gewisse Unannehmlichkeiten als Vorboten des Todes oder des Unglücks betrachtete, und mit welcher Sorgfalt sie denselben aus dem Wege ging.

„Meine liebe Madame B...“ sprach sie oft zu mir, „thun Sie das ja nicht; Sie müßten unausbleiblich sterben;“ oder: „Sie erhalten gewiß bald schlechte Nachrichten von Ihren Freunden.“ Beantwortete ich solche Prophezeiungen mit einem Lächeln, so hielt meine liebe Wirthin mich für eine höchst skeptische und freigeitige Person.

Zu meiner großen Befriedigung kam nur wenig Besuch ins Haus, doch Einer, der alle Sonntage Nachmittags zum Thee kam und bis neun Uhr Abends blieb, interessirte mich sehr. Es war ein hagerer Mann zwischen 40 und 50, von gebräuntem Gesicht und entsetzlich listigen Manieren, mit grauem Haar, grauen Augen und einem schwachen grauen Schnurbart. Er trug die Schultern sehr nach vorn geneigt, hatte einen leichten Anflug von Stottern in der Sprache, und auf seinen langen Gliedern einen Anflug von schwarzem Tuch, den er, seinem Schritt und der röthlichen Färbung nach wahrscheinlich schon so lange getragen, als er völlig ausgewachsen war.

Herr Schilling, so hieß unser Sonntagsgast, besaß in der Stadt einen kleinen Materialladen, war ein alter Freund und Schulfamerad meiner Wirthin, und wie ich bald bemerkte, ein Mann von hoher Rechtschaffenheit und großem Zartgefühl, der dem Geringsten kein Leid zufügen konnte. Aber wie sonderbar konnte Herr Schilling sein! Niemals sah ich ihn eintreten, ohne daß er über irgend Etwas gestolpert wäre, obgleich Fräulein Susanne es sich angelegen sein ließ, bis zu dem Stuhl, auf dem er zu sitzen pflegte, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Er warf eine Menge Fragen aus, deren Beantwortung er nie abwartete, und fing Sätze an, die er nie zu Ende sprach. Oft saß er einen ganzen Abend ohne zu reden, sah nur träumerisch ins Feuer, schrieb mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf seinem Knie, und starrte zuweilen Fräulein Susanne und mich eine halbe Stunde lang an, ohne sich dieser Unhöflichkeit auch nur bewußt zu sein. Doch wenn durch einen glücklichen Zufall sein Geist angeregt, seine Zunge entseht ward, so klangte ich oft über die Erhabenheit der Gedanken und Worte, die seinem großen, unschönen Munde entströmten.

Ich war noch kein Viertelsjahr im Hause, als ich entdeckte, daß meine Wirthin ein mehr als freundschaftliches Interesse an ihrem seltsamen Sonntagsgast nehme. Die Speisen, die er liebte, wurden von ihr stets für die Tage seines Besuchs ausgewählt, mit größter Sorgfalt bereitet und auf den Tisch placirt mit einer Zierlichkeit, als sollte ein König sich zu deren Genuß niederlegen. Sonntags nach der Kirche setzte sie stets das schwarze Spitzenhäubchen, das ihr so gut stand, auf, legte so besondere Sorgfalt an den Tag beim Anziehen des schwarzen Taffetkleides, zwifte so viel an Krügen und Manschetten; und wenn der Gast sich zufällig etwas verspätete, wie lief sie da so unruhig die Treppe hinauf, um aus dem Fenster zu sehen, ob er noch nicht käme, arrangirte die Bücher auf dem alten Spieltische bald so, bald anders, und wenn er dann erschien, wenn die schweren Tritte endlich auf dem Hausflur erklangen — welcher ein frohes Erörthen flog dann über Susannens Gesicht. O, man hätte sehr dumm sein müssen, aus alledem nicht den wahren Zustand ihres Herzens zu errathen. Wie lange mochte sie den wunderlichen Mann wohl in dieser für ihn Weise geliebt haben? Seit den zehn Jahren, da er unausgesetzt ihr Sonntag seinen Besuch machte, oder vielleicht gar schon seit der Schulzeit — wußte er etwas von ihrer Zuneigung, fühlte er etwas wie Zärtlichkeit für sie, oder würden Beide allein weiter leben und allein sterben? — dies waren noch Fragen, deren Lösung mir sehr am Herzen lag.

Ich fragte Susannen zuweilen nach seinem frühern Leben, und einmal, als ich auf sein seltsam zerstreutes Wesen

zu sprechen kam, erzählte sie mir schüchtern, daß er einst ein junges hübsches Mädchen geliebt, die ihn zum Besten gehabt, und daher rührten seine vielen Sonderbarkeiten, sagten die Leute. Ich lachte laut auf.

„Glauben Sie wirklich,“ sprach ich, „daß ein so geistkräftiger Mann an solche Thorheit noch denkt, oder gar sich noch darum grämt.“

„Sie meinen also, er denkt nicht mehr daran, grämt sich auch nicht mehr darüber?“ fragte sie mich rasch und mit einem so hellen, forschenden Blick, wie ich noch nie an ihr wahrgenommen.

„Ei, meine Liebe, daran ist gar kein Zweifel,“ antwortete ich. „Ein Mann von gesundem Verstande und rechtschaffenem Charakter verbannt ein albernes coquettes Weib aus seinem Herzen und verachtet es nach Verdienst. Ich denke viel zu gut von Herrn Schilling, um zu glauben, er werde sich dreißig Jahre um eine Coquette grämen.“

Ich weiß nicht, ob es in Folge dieser meiner Aeußerung geschah — aber Fräulein Susanne ging aus, kaufte verschwendische Vorräthe ein und bereitete ein Mittagmahl, das seines Gleiches nicht hatte. Zugleich erbot sie sich alle meine Krügen zu waschen und zu plätten, kurz es schien, als könnte sie gar nicht genug thun für mein Wohlbehagen.

Am nächsten Sonntag schien Herr Schilling sich ein anderes Benehmen vorgezeichnet zu haben. Er war zwar immer noch sehr schweigsam, doch dabei sehr unruhig, unterbrach seine Fingerschrift auf dem Knie mehrmals um aufzustehen, aus dem Fenster in den Hof hinaus zu sehen, die Bücher auf und zu zu schlagen und in dem Zimmer auf und ab zu gehen. Er blickte ängstlich auf Fräulein Susanne, dann auf mich, öffnete den Mund, als wolle er etwas sagen, und wiederholte dies so oft, daß ich bald nach dem Thee, so früh es schicklich war, mich entfernte, vermuthend, meine Gegenwart sei hinderlich.

Die ganze Woche hindurch beobachtete ich Fräulein Susanne und kam zu der Ueberzeugung, daß nichts Ungewöhnliches geschehen, besonders da der Gast nächsten Sonntag wiederkam und sich ganz in derselben Weise benahm wie in vergangener Woche. Susanne selbst bemerkte es, denn am nächsten Tage äußerte sie zu mir, ihr Freund müsse wohl im Geschäft Vergerniß gehabt haben, er sei so zerirent, denn mehrmals habe er sie nach ihren Vermögensverhältnissen gefragt, ohne jedoch den eigentlichen Grund seiner Beunruhigung zu nennen.

Wie groß war unser Beider Staunen, als am nächsten Sonntage nach dem Thee Herr Schilling aufstand und den Wunsch ausdrückte, mich einige Minuten allein zu sprechen. Fräulein Susanne stand gleichfalls auf, sagte uns mit bleichem Gesicht gute Nacht und zog sich, unserer Gegenwärtigen ungeachtet, eilig zurück in ihr Cabinet.

Als sie sich entfernte, setzte ich mich in meinem Stuhl zu recht und erwartete die angekündigte Mittheilung. Doch Herr Schilling war fürs Erste wieder in seine Schweigsamkeit verfallen und ich daher genöthigt, ihn zu erinnern, daß er mir etwas Besonderes mitzutheilen habe.

Nun kam die ganze Trübsal an den Tag. Susanne hatte auf seinen Rath ihr ganzes kleines Vermögen zu einem Unternehmen hergegeben, welches sich jetzt als gänzlich verfehlt kund gab. So war sie nun gänzlich mittellos, bis auf die geringen Interessen ihres Hauses. Schon an den zwei vorhergehenden Sonntagen hatte er ihr die traurige Nachricht mittheilen wollen, brachte es jedoch nicht übers Herz, besonders da er befürchtete, sie werde die Entschädigung nicht annehmen, die er ihr zu bieten für Pflicht hielt, da sie durch seinen Rath verlor, ihr Vermögen verloren. Des armen Mannes Augen waren feucht, als er von ihr sprach.

„Armes Mädchen!“ sprach er, „sie war nicht dazu geschaffen, unter fremden Menschen sich ihr Brod zu verdienen, und ich habe ihrer sterbenden Mutter versprochen, ich wollte immer für sie sorgen. Wenn wir nur ein Mittel fänden, sie zu zwingen, das wieder zu nehmen, was sie durch mich verloren hat, damit sie glücklich und sorgenfrei, wie sie's gewohnt ist, fortleben kann.“

Hilfslos blickte der Rathlose auf mich. „Einfältiger Mann!“ dachte ich, „ist es Dir denn niemals in den Sinn gekommen, daß Du sie heirathen und dadurch Alles gut machen könntest? Eine Frau hätte das gleich herausgefunden!“

Durfte ich ihm aber das sagen? Vielleicht wäre Herr Schilling ewig böse auf mich, und meiner lieben guten Wirthin geschähe damit am wenigsten ein Gefallen. Gedankenvoll blickte ich einige Augenblicke ins Feuer, und — entschloß mich es zu wagen; denn wie Herr Schilling einmal war, schien es durchaus nicht unmöglich, daß er fünfzig Jahre Fräulein Susanne zum Thee besuche, ohne auf den Gedanken zu kommen, sie als seine stete Thee-Bereiterin in sein Haus zu führen.

„Herr Schilling,“ begann ich, „wenn Sie's nicht übel nehmen, möchte ich Ihnen einen Vorschlag machen.“

Er winkte zu mir Zeichen, daß er höre. „Im Grunde geht es mich nichts an; es ist nur so ein Weiberfall —“ ruhr ich fort, „und Sie dürfen um des Himmels Willen Fräulein Martin nicht sagen, daß ich so Etwas in Vorschlag brachte. — Aber hören Sie, sie ist ein Frauenbenn nie ein, daß Sie Beide allein sind, daß Sie Niemanden haben, der in Krankheit Sie pflegt, Niemanden, der Ihre Häuslichkeit Ihnen angenehm macht, und daß Sie diese Vortheile erlangen könnten, wenn Sie mit ihr zusammen lebten?“

Er starrte mich an, wie ein Wahnsinniger. „Fräulein Martin ist das wahre Muster einer Frau,“ fuhr ich fort; „freundlich, liebevoll, ordentlich. Sie können gar nichts Besseres thun, Herr Schilling. Sie haben keinen Begriff davon, um wie viel glücklicher Sie leben werden, wenn ein freundliches Gesicht und ein liebendes Herz im Hause stets Ihrer wartet. Heirathen Sie Fräulein Susanne, das ist der einzige Weg, auf dem Sie für sie sorgen können. Sie wird jetzt durch unglückliche Verhältnisse aus ihrer Heimat gedrängt, bieten Sie ihr als Heimat Ihr Haus an!“

Herr Schilling sah mit aller Macht ins Feuer. „Sie sind doch nicht böse über die Freiheit, die ich mir genommen?“ fragte ich.

Er stuzte, und ich wiederholte meine Frage. „D nein, nein, ich bin nicht im Geringsten böse; ich will es mir zu Hause überlegen;“ und er nahm seinen Hut und Stock und stolperte zum Hause hinaus, ohne mir gute Nacht zu sagen.

Arme Susanne! Noch nie hatte ich so hohe Achtung vor

ihrem wahrhaft christlichen Charakter gehabt, als in der nun folgenden Woche, denn was mochte sie gefühlt haben bei der geheimen Unterredung am Sonntage. Dennoch that sie mir alles Mögliche zu Liebe, war so demüthig und liebevoll wie noch nie, und ich wußte, daß sie mit Eifersucht kämpfte. Wie viel heimliche Thränen mochte sie in dieser Woche vergossen haben. Wie oft saß sie auf ihrem Zimmer bis spät in die Nacht, lesend, auch wohl laut betend, wenn sie mich schlafend glaubte. „Wenn der Mann nicht nächsten Sonntag um sie anhält,“ dachte ich, „so halte ich in meinem Leben nichts mehr von ihm.“

Am Sonntag kündigte ich zu Susannens großem Erstaunen an, daß ich den Thee bei meiner Cousine einnehmen werde, und entfernte mich, noch ehe der sonntägliche Gast erschien. Als ich spät Abends zurückkehrte, fand ich Fräulein Susanne allein da sitzend, die Hände im Schooß, und mit sanft weinenden Augen fest ins Feuer blickend. Ich nahm keine Notiz davon, sondern sagte ihr freundlich gute Nacht, ging in mein Zimmer und legte mich bald zu Bett. Ich hatte das Licht schon ausgelöscht, da klopfte es leise an meine Thür. Es war Susanne, die mich fragte, ob ich schon im Bett sei. Ich bat sie, hereinzukommen, und als sie neben mir auf einem Stuhl saß, ergriff ich ihre Hand und drückte sie herzlich. Da legte sie ihr Haupt auf mein Kissen und weinte laut.

„Halten Sie mich nicht für wahnwitzig!“ sprach sie. — „Ich bin so glücklich!“

„Sind Sie glücklich!“ fragte ich fast jauchzend, indem eine Centnerlast von meinem Herzen fiel. „Nun, das freut mich unsäglich, denn ich wüßte keinen Menschen, der es mehr verdient.“

„D nein, nein,“ entgegnete sie. „Ich bin diese ganze Woche recht schlecht gewesen. Ich hatte so viel böse Gedanken.“ Dann erzählte sie mir, daß Herr Schilling ihr den Verlust ihres Geldes mitgetheilt, und wie sie nun überlegt, was sie beginnen solle, habe er gefragt, ob sie ihn heirathen wolle, trotz seiner wunderlichen Gewohnheiten, und ob sie mit ihm glücklich zu werden hoffe.

„Glücklich werden mit ihm? meine Liebe,“ rief sie ganz beseligt, „mein Gott, ich fürchte fast, ich werde bei ihm ganz vergehen, daß es noch einen Himmel giebt?“

Eine kleine Aufforderung meinerseits brachte die ganze Geschichte ans Tageslicht. Sie hatte ihn seit seiner Kindheit geliebt, in ihrer stillen, anspruchslosen Weise; sie hielt ihn für vollkommen, hatte kein Auge für seine Sonderbarkeiten, und glaubte, sie sei für ihn lang nicht gut genug. Welch einen hohen Reiz verbreitete die Liebe über das treue, anspruchslose Wesen. Wie schön erschien sie, wie blühend in den dürftigen Umgebungen ihres Lebens. Diese Liebe machte mir den Eindruck, wie ein Weizenstrauch im November.

Nach einem Monat verheiratheten sie sich und zogen in ein freundliches Haus, das ich einrichten half. Beide haben sich wunderbar prächtig verändert — drei Jahr sind sie verheirathet und leben glücklich, friedlich und froh zusammen. Sie haben auch ein Kind, das ganz der Mutter Sanftmuth geerbt hat, und dieses Kind macht ihr Glück erst vollkommen.

Sollte irgend ein Mann oder ein Mädchen in zweifelhaftem Alter sich die Moral aus dieser Geschichte suchen wollen, so rathen wir ihnen, Sonntag Abends Herrn Schilling und seine Frau zu besuchen. Und wenn sie dann nicht hingehn und ein Gleiches thun, so will ich keine Prophetin sein.

[4260]

A. B.

Einäugig und lahm.

In einem schönen Hause der Dorford-Street, dieser unendlichen Straße, welche London, ich weiß nicht wie viele Meilen lang, durchschneidet, saßen am Kamin zwei Frauen in gemüthlicher Unterhaltung.

Die eine, Mistres Anna Darley, eine junge reiche Wittwe, stand auf dem Punkt, sich mit Sir Lionel W... zu vermählen; die andere, Mistres Lucy Scarlett, hatte einen Mann, der ihr nicht nur Gelegenheit zur Eifersucht, sondern auch zur Unzufriedenheit gab. Sie warf ihm vor, ein Wüstling und Verschwender zu sein, und für Claret und Champagner eine große Schwäche zu haben, etwas, das die Frauen Englands so wenig, als die Frankreichs und Deutschlands ihren Männern verzeihen.

Mitten im Fluß der gegenseitigen Mittheilungen ward Sir Lionel gemeldet. Mistres Anna empfing ihn mit der Anmuth, welche jedes liebende Weib, das wieder geliebt sein will, entfaltet; Sir Lionel dagegen war galant, aufmerksam, und legte so viel Zärtlichkeit in den Ausdruck seiner Liebe, daß die glückliche Anna mit innigem Vertrauen in die Zukunft blickte und der holden Gegenwart sich freute.

Sir Lionel war ein vollkommen schöner Mann. Die Bewegungen seiner ebenmäßigen Glieder waren edel und ungezwungen, und die schönen, lebhaften Augen hoben noch den Ausdruck des Gesichtes, das zu denen gehörte, die unsehbar gefallen müssen. Der junge Engländer war einer von den Männern, denen Frauen gern ihr Glück anvertrauen; ein gewisser Instinct — die vielleicht unbewußte Huldigung der Schönheit — treibt sie dazu. — O, diese Gabe der Natur ist von hohem Werthe in der Welt, um so mehr, wenn zu den äußeren Vorzügen sich, wie bei Sir Lionel, ein edles Herz, ein gesunder Verstand, Geist und Heiterkeit gesellen. Ueberdies war er reich und verstand es, durch sein Vermögen seinen persönlichen Vorzügen noch höhere Geltung zu verschaffen; er war sogar ein wenig Dandy, und sein Haus, sein Ameublement, seine Equipagen und Pferde wurden als Muster aufgeführt.

Nachdem Sir Lionel die übliche Visitenzeit bei seiner Braut zugebracht, verabschiedete er sich, und die Unterhaltung der Freundinnen nahm ihren Fortgang.

„Ich möchte Dich durchaus nicht beunruhigen, liebe Anna,“ sprach Mistres Scarlett, „aber ich glaube, Sir Lionel ist ein zu schöner Mann um eine Frau zu beglücken. Er wird zu viel begehrt und gefehert, um treu sein zu können. Die schönen Männer nehmen ihre Vortheile wahr, und sind in der Regel grausam gegen ihre Frauen. Ach, Anna, wenn Du wüßtest, wessen ein Ehemann fähig ist! Der meinige z. B., der übrigens unter Sir Lionel steht, macht mich so unglücklich, daß ich täglich den Verlust meiner Freiheit beklage. Je mehr Du Sir Lionel liebst, um so mehr bist Du in Gefahr, liebe Anna.“

Die junge Wittwe lächelte, warf einen Blick in den Spie-

gel, und fand sich so hübsch, daß die unheilvolle Prophe- zehung der Freundin keinen Eindruck in ihrer Seele hinter- ließ.

„Lionel liebt mich,“ sprach sie heiter, „warum sollte er mich nicht immer lieben?“

„Ja, Du bist schön,“ fuhr Mistref Scarlett fort, „und ich begreife wohl, wie Du Liebe einflößen kannst; auch reich bist Du, und wie groß auch Deines Verlobten Vermögen sein mag, er wird es immer nicht ungern sehen, wenn seine Ein- künfte sich vermehren. Das Gold fällt bei der Liebe der Män- ner immer sehr stark ins Gewicht.“

Anna fing an sich zu ärgern.

„Du bist die Königin der Bälle,“ fuhr die Freundin fort, „Niemand tanzt wie Du den französischen Contretanz, den deutschen Walzer und unsere vaterländischen Tänze, Dein Vermögen und Deine Schönheit stellen Dich an die Spitze der „Fashion“, doch sollten einst diese Vorzüge von Dir weichen, so verlierst Du damit zugleich die Liebe Deines künf- tigen Gatten, der ein schöner Mann ist, ein Mann nach der Mode.“

Anna ward roth vor Zorn.

„Lucy,“ rief sie, „wie kannst Du ein Vergnügen daran finden, mich zu quälen? Warum machst Du mir mein Glück zur Pein, zum Vorwurf? Soll ich Sir Lionel deshalb zurück- weisen, weil er ein vollkommen schöner Mann ist? Mein Gott, ich werde nicht mehr eine Stunde ruhig leben können mit den Zweifeln, die Du in meine Seele geworfen. Ich muß von dieser ängstlichen Ungewißheit mich befreien um jeden Preis. Kannst Du zwei Tage bei mir bleiben? In dieser Zeit soll sich die Sache entscheiden.“

Mistref Scarlett erklärte sich bereit zwei Tage bei der schönen Wittve zuzubringen und diese schrieb an Sir Lionel, bittend, er möge unverzüglich zu ihr kommen. Eine Stunde darauf trat der junge Engländer in das Sprechzimmer seiner Braut.

So sehr Aufrichtigkeit auch in Anna's Charakter lag, hatte sie doch auch ihren Antheil vor der Verstellungskunst ihres Geschlechts empfangen. Lionel fand die schöne Frau nicht so heiter wieder, als er sie verlassen; ihre Stirn war umwölkt, ihre Blicke schimmerten thränenfeucht, und ein leichtes Zittern der Stimme verrieth ihre innere, schlecht ver- hüllte Bewegung.

„Was befehlen Sie, Mistref,“ sprach Sir Lionel, sich ihr nähernd, „welchem Zufall verdanke ich das Glück, Sie heute noch einmal wiederzusehen?“

„Ach, mein theurer Freund,“ erwiderte Anna, „ich ließ Sie rufen, um Ihnen Ihr Wort zurückzugeben und das meine zurückzunehmen. Ich habe Ihnen mein Gefühl für Sie nicht verhehlt, ich liebe Sie, Lionel — aber an mich darf ich nicht denken. Eine Ehe ist nicht allein Sache des Herzens, auch die äußeren Verhältnisse, namentlich die Gleichheit der- selben kommen dabei in Betracht. So lange mein Vermö- gen dem Ihren gleich war, nahm ich Ihre Bewerbung an, und gab meine Zustimmung zu unserer Verbindung. Doch jetzt müßte ich ebenso ungerecht als ungerade sein, wenn ich diese Verbindung nicht löste. Auch würde mein Stolz es nicht ertragen, arm und dürftig, wie ich jetzt bin, Ihnen als Gattin nahe zu treten. Ich bin ruiniert. Mein Bruder, der Banquier H. . ., hatte mein ganzes Vermögen. Er hat seine Zahlungen eingestellt, und ich bin das Opfer seines Un- sterns. Mir bleibt nichts mehr. — Ich weiß, was Sie mir sagen wollen, ich kenne Ihr Zartgefühl und Ihren Edelmut — doch Alles ist vergeblich, mein Entschluß steht fest. Ich heirathe nie einen reichen Mann, wie Sie.“

„Darauf kann ich nichts entgegenen, Mistref, ich verstehe das Gefühl, das aus Ihnen spricht und muß es billigen, nur eine Frage möchte ich an Sie thun: Lieben Sie mich wirk- lich? und haben Sie, indem Sie mich zurückweisen, keine anderen Gründe, als die Sie angaben?“

„Keine anderen, Sir Lionel; wenn unser Vermögen gleich wäre, wie ich noch diesen Morgen glaubte, so gäbe es keine glücklichere Frau unter der Sonne, als mich.“

„So danke ich dem Himmel für das Unglück, das Sie betroffen, theuere Anna; Ihr Ruin konnte, das Glück unserer Liebe zu befestigen, zu keiner günstigeren Zeit treffen, als eben jetzt, wo derselbe Grund, den Sie wichtig genug glauben, Ihr mir gegebenes Versprechen zurückzunehmen, mich genöthigt haben würde, auch Ihnen Ihre Freiheit wiederzugeben. Sie wissen, Mistref, daß ich wenig anderes Vermögen besitze, als das meines Vaters, der, seit ich Orford verließ, mir ein be- deutendes Jahrgeld giebt. Mein Vater verheirathet sich wie- der, verschreibt sein Vermögen der jungen Frau und wird mir bei seinem Tode wahrscheinlich nur das möglichst geringe Pfllichttheil hinterlassen. Es bleibt mir also jetzt nichts, als das Erbtheil meiner Mutter, d. h. ungefähr die Hälfte der Summe, die mein Vater mir jährlich zahlte. Wie glücklich bin ich, theuere Anna; der Himmel nimmt sichlich sich unse- rer Liebe an, er bahnt uns den Weg, er beseitigt alle Hinder- nisse, er vernichtet alle conventionellen und eigennütigen Rücksichten, welche uns trennen könnten, und schenkt dem Gefühl bescheidenen Stolzes in uns Beiden die vollste Be- friedigung. Drei oder viertausend Pfund Sterling werden Sie vielleicht von Ihrem Bruder noch erlangen — so viel be- trägt ungefähr mein mütterliches Erbe. Das wird hinrei- chend sein, in einem stillen Hüttchen der Schweiz oder Italiens friedlich zu leben, allein, fern von der Welt, fern von ihren ermüdenden Pflichten und endlosen Täuschungen. Gott gebe meinem Vater ein langes Leben und segne Ihren Bruder. Beide konnten nicht besser an uns handeln, als sie gethan!“

Von Anna's schönem Gesicht waren die Wolken ent- flogen, und ihre Augen strahlten im gewohnten heitern Glanze. Sie reichte dem Mann ihrer Liebe die Hand, ohne auch nur einen Augenblick den Verlust seines Vermögens zu beklagen, da seine Liebe ihr blieb.

Sir Lionel mußte zu Mittag bleiben, und da ungeachtet ihres vollständigen Ruins Mistref Darley ihre Küche noch nicht auf geringern Etat eingerichtet, so war diesmal das Diner noch vortheilhaft. Die Liebenden machten Pläne für die Zukunft, träumten Idyllen und Scenen einfach stillen Glücks, die die Phantasie so leicht schafft, als die Wirklichkeit sie schwer zu erfüllen vermag.

Sir Lionel schien so unbedingt gläubig, war so glücklich und heiter, daß Mistref Darley mit ihrer Prüfung sehr zu- frieden war. Sie hatte ihrer Freundin bewiesen, daß der Reichtum keinen Einfluß auf Lionel's Liebe ausübe.

„Nun,“ sprach sie nach ihres Verlobten Entfernung zu ihrer Freundin, „bürgen solche Gesinnungen nicht für das Glück meiner Zukunft? Aber Du hast doch mein Glück ver- dunkelt, Lucy, jetzt, da ich einmal einen Stolz geheuchelt, den ich dem Geliebten gegenüber nicht besitze und zwischen Lie- bendem nie billigen würde, jetzt muß ich mein Vermögen ver- leignen, um seine Frau zu werden; ich muß ihn betrügen, ihn täuschen bis zum letzten Augenblicke!“

„Jedenfalls wird er sehr erfreut sein über diese Täu- schung,“ erwiderte Mistref Scarlett. „Er mag immerhin ein edler Mann sein, welcher würde es nicht sein im ersten Augenblicke der Ueberraschung. Doch daraus läßt sich mit um so größerer Bestimmtheit schließen, daß seine Liebe eine an- dere schwache Seite hat. Du bist jung, wohlgebildet — er meint wahrscheinlich, keine andere Frau sei für einen so hübschen Mann wie er, passend. Wenn er den kleinsten Feh- ler an Dir entdeckte, wenn er ein unbedeutendes Gebrechen an Dir fände, würde seine Liebe gewiß nicht die Probe hal- ten, ich glaube es nicht.“

Am andern Morgen empfing Sir Lionel folgenden Brief:

„Sir!“

Wir täuschten gestern uns Beide, indem wir wäh- ten, der Himmel wolle unsere Vereinigung und lenke die Begebenheiten unseres Lebens, das Glück unserer Zukunft zu befördern. Ich muß dem Glück Lebwohl sagen, mein Freund. — Doch hören Sie: Gestern kamen wir, Mistref Scarlett und ich auf die Idee, einen Besuch in Regent- Street zu machen. Beim Einsteigen in den Wagen that ich einen so unglücklichen Fall, daß ich mir das Bein brach. Astley-Cooper hat den ersten Verband angelegt. Ich werde geheilt, bleibe aber hinkend — so sagte der Arzt.

Mein Freund, ich will nicht, daß Sie eine arme verkrüppelte Frau haben, die nur an Krücken gehen kann. Leben Sie wohl für das Leben.

Anna Darley.“

Sir Lionel fuhr ohne Zögern nach Orford-Street und beehrte zu Mistref Darley gelassen zu werden. In England ist ein solches Begehren eigentlich ein Verstoß gegen die herr- schenden Anstandsregeln; das Schlafzimmer eines Mädchens ist nur ihrer Mutter, das einer Frau nur ihrem Gatten ge- öffnet. In diesem Fall mußte jedoch das geheiligte Herkom- men der Liebe weichen, ja der Zustand, in dem Sir Lionel sich befand, ließ einen solchen Verstoß gegen die herrschenden Sitten doppelt verzeihlich finden.

Er sah bleich und gebrochen aus, seine Toilette, sonst stets so sorgfältig, war nachlässig wie die eines Kranken, und eine breite, schwarze Binde verbarg einen Theil des Gesichts, das rechte Auge bedeckend.

Als er eintrat, erschrak Anna über sein bleiches, verstör- tes Ansehn. Sie lag im Bett, durch gestickte Kissen von allen Seiten geschützt. Die zarte Röthe ihres Gesichts stach anmu- thig ab gegen den weißen Battist des Lagers und ihre Augen strahlten, trotz der Schmerzen und der schlaflosen Nacht, in gewohntem Glanze.

„Was ist Ihnen widerfahren, Sir Lionel?“ rief sie, „was bedeutet die Binde, was diese Blässe? Sind Sie krank?“

„Sie könnten mit allem Recht meinen Zustand dem Schmerz über Ihren Unfall zuschreiben,“ antwortete Lionel mit ritterlicher Artigkeit, „doch er hat auch noch einen andern Grund.“

„Was ist Ihnen begegnet?“

„Gestern, Mistref — zu derselben Zeit, als Sie nach Regent-Street fahren wollten, war ich bei dem jungen Lord Seymour und wir fochten miteinander. Ein Augenblick der Zerstreuung ward verhängnißvoll für mich. Das Klappier des Lord drang in mein rechtes Auge, und . . .“

Anna schrie laut auf — „und — vollenden Sie, Lionel, vollenden Sie!“

„Mein Auge ist verloren.“

„Das Auge verloren — o Gott!“ rief Anna mit einer heftigen Bewegung, die ihr schmerzhaft hätte sein müssen, wäre ihr Fuß wirklich gebrochen gewesen. — „Das Auge ver- loren, Lionel!“

„Ja, theuere Anna, jawohl — doch ich empfing Ihren Brief und dankte Gott für dieses Unglück.“

„Wie, Sie danken Gott dafür, daß Sie einäugig sind?“

„Ja, weil Sie lahm bleiben, geliebte Anna. Es ist dennoch vom Himmel beschlossen, daß unsere äußeren Ver- hältnisse einander gleich seien. Sie lieben mich, und weisen mich zurück aus einem, mir wohl begreiflichen Stolz; es wäre nicht gut, meinen Sie, wenn Eines vom Andern Alles emp- fängt. — Der Zufall fügte es, daß ich in dem Augenblicke, da Sie ihren Ruin erliefen, die Nachricht von meines Vaters zweiter Heirath erhielt, wodurch meine Lage ungefähr der Ihrigen gleich wird. So weit war Alles gut. Gestern Abend machte ein trauriger Zufall Sie gebrechlich — und im näm- lichen Augenblicke widerfährt mir ein ähnliches Unglück, ein Unglück, das ich segne; denn Sie müssen mir einräumen, Mistref Anna, ein Einäugiger kann sehr wohl eine Lahme heirathen.“

„D, wie viel mögen Sie gelitten haben, Sir Lionel!“

„Ungefähr so viel als Sie, Mistref Anna, das eigene Uebel erscheint dem Menschen immer als das schmerzlichs- te.“ — Doch hören Sie meinen Vorschlag, Anna. Mein Arzt hat mir die Versicherung gegeben, daß, sobald die Wunde geheilt sei, es leicht sein würde, den Schaden unsichtbar zu machen durch Einsetzen eines Glasauges. — Man macht Augen jetzt mit wunderbarer Kunst nach, es giebt gar geschickte Leute. Wenn also Ihr Fuß wieder so weit geheilt ist, daß Sie, statt entschieden zu hinken, nur eine leichte Unregelmäßigkeit des Schrittes behalten, die bei manchen Frauen nur noch ein Reiz mehr ist, so folge ich dem Rath des Arztes und lasse mir ein Glasauge einsetzen. Sollten Sie aber nicht anders, als an Krücken gehen können, so werde auch ich mein Gebre- chen nicht zu bergen suchen, sondern getrost als Einäugiger durchs Leben gehen und meine schwarze Binde beibehalten.“

Jetzt konnte die schöne Wittve sich nicht länger halten, sie breitete Sir Lionel die Arme entgegen, und barg, weinend vor Liebe und Rührung, ihr Haupt an der Brust des Ge- liebten.

„D, wie Unrecht that ich,“ sprach sie mit dem Tone des Selbstvorwurfs. „Ich zweifelte an Ihrer Liebe, ich log, um Sie zu prüfen. Doch klagen Sie mich nicht allein an. Im Grunde hat Mistref Scarlett an allem Schuld, da mir

Furcht einflößte vor Ihren ausgezeichneten Eigenschaften. Lucy will durchaus, daß Sie leichtsinnig seien, weil Sie schön, treulos, weil Sie liebenswürdig sind, und sie hat mir prophezeit, Sir Lionel werde mich bald verlassen. Jetzt weiß ich, daß Sie dessen unfähig sind. Werden Sie mir vergeben, geliebter Freund — ich habe mir den Fuß nicht gebrochen!“

„Ich verzeihe Ihnen, Anna; doch jedenfalls ist es sehr gut, daß Sie mir die Wahrheit jetzt noch sagen, denn, sobald ich von Ihnen gegangen, wollte ich an meinem Auge die nöthige Operation vornehmen lassen.“

„Am andern?“ fragte Anna erschrocken.

„Nein, an dem, welches ich Ihnen bereits als verloren bezeichnete. Ich besitze es noch, ich wollte mich, ehe ich es opferte, erst überzeugen, ob Sie vor einem Einäugigen auch nicht zu großen Abscheu hegen.“

Mit diesen Worten nahm Sir Lionel die schwarze Binde ab, und seine beiden schönen strahlenden Augen ruhten voll Liebe auf Anna.

„Sie sehen,“ sprach er schelmisch, „daß ich, um Sie zu besitzen, zu dem Verluste des Auges bereit war, doch da jetzt der Grund dazu wegfällt, so freue ich mich meiner beiden ge- sunden Augen. Ich schätze das Glück, Sie zu sehen, viel zu hoch, um es nicht lieber mit zwei, als mit einem Auge zu genießen.“

„Ach, theurer Freund, was werden Sie sagen,“ fuhr Anna weinend fort — „ich habe Sie zweimal hintergangen — aber ich bin so unglücklich und zerknirscht von Neue, daß ich wahrhaft Ihr Mitleid verdiene. Ich bin noch reich, Sir Lionel, ich habe keinen Schilling von meinem Vermögen verloren.“

Dieser Umstand ist in der That von ernstlicher Bedeutung,“ sprach Sir Lionel, „und müßte uns unsehbar trennen, wenn nicht glücklicherweise der Zufall uns zu Hilfe käme. Sie wissen, Anna, im Herzen eines Vaters giebt es immer noch eine Stelle, von welcher der Sohn nicht zu verdrängen ist. Sie wissen auch, daß ein junges Mädchen, das sich entschließt, einen Greis zu heirathen, es gewöhnlich nur aus Liebe zu seinem Reichtum thut, und oft noch eine geheime Neigung hat, die ihrem alten Gatten unheilbringend werden kann. Nun also — mein Vater fühlte, da er im Begriffe stand, sich zum zweitenmal zu vermählen, seine Liebe für mich plötzlich erwachen, und da er überdies noch Beweise erhalten von dem Leichtsinne derjenigen, die er zu heirathen dachte, so schreibt er mir, daß er den Entschluß aufgegeben, und bittet — ich möge mich verheirathen. Unter dieser Bedingung wolle er als Wittwer leben und sterben.“

„Was meinst Du jetzt?“ fragte Anna, nach ihrer arglisti- gen Freundin sich umsehend.

Doch Mistref Scarlett, gedemüthigt durch den schlechten Erfolg ihrer neidischen Einflüsterungen, hatte das Zimmer verlassen, um dem Zornesblick aus Sir Lionel's beiden Augen zu entgehen.

Zur Vermählung des schönen Paares hatte Mistref Scar- lett eine nothwendige Reise vor, konnte derselben also nicht beimohnen.

Die mancherlei trüben Erfahrungen, die Mistref Lucy ihrer Freundin für den Lauf ihrer Ehe in Aussicht stellte, sind bis jetzt dem glücklichen Paare noch fern geblieben.

[4262]

M — A

Die Mode.

Der Sommer ist nicht so ganz der Geselligkeit abhold, daß er den Damen jede Gelegenheit nähme, schöne Toiletten zu entfallen. O nein, im Gegentheil, die Toiletten des Sommers müssen sogar in gewisser Beziehung noch sorgfälti- ger gewählt sein, als die des Winters, denn diese sind für die verhöhnende Flamme des Cafes, jene für das unbesteh- liche Tageslicht bestimmt, welches mit unbarmherziger Ge- nauigkeit jeden Makel enthüllt.

Eine Frau, ein Mädchen, kann kaum reizender gefleidet sein, als in Weiß; wie kommt es, daß so Wenige den sich ihnen hier bietenden Vortheil verstehen, ja daß das Weiß im Allgemeinen selbst zur Sommerzeit, wo die Natur fast dazu auffordert, mehr zu den gemiedenen, als zu den gesuch- ten Farben gehört? Denn was will es heißen, wenn wir berichten: „junge Mädchen tragen viel weiße Kleider“, es liegt darin nichts, als die angenehme Wahrnehmung, daß von Tausenden junger Damen, welche „Toilette machen“, vielleicht fünfzig oder sechzig dem schönen Weiß die Ehre erzeigen, es zur Farbe ihrer Robe zu wählen.

Ohne Zweifel mag die große Sorgfalt, welche eine Toi- lette in Weiß erfordert, die Mehrzahl der Damen zurückhal- ten, sich z. B. im Sommer täglich weiß zu kleiden, ein Ge- brauch, welcher entweder die unausgesetzten Dienste der Wäscherin und der Kammerfrau, oder einen Aufwand von persönlicher Mühe und Aufmerksamkeit erfordert, den nicht jede Frau ihrer Garderobe widmen mag, noch kann.

Irthümlicherweise haben jedoch auch manche Frauen, namentlich viele blühende junge Mädchen den Glauben, die weiße Farbe kleide sie unvortheilhaft, verdundele den Teint, lasse die Taille weniger fein, als andere Farben erscheinen. — In der Regel verliert sich dieser echt jugendliche Irrglaube mit der Jugend selbst; schade nur, daß dann eben auch die Zeit vorüber ist, in welcher die zarten weißen Stoffe die blü- henden Gestalten am schönsten emhüllen, und den reizendsten Contrast bilden mit dem gesättigten Farbensmelz eines ju- gendlichen Gesichts.

Mehr Ursach haben manche Damen, das Rosa an ihrer Toilette nicht zu lieben; rosa kleidet in der That nur sehr zarten Gesichtern, während die eigentliche frische Farbe der Gesundheit auf den Wangen mit der Rosenfarbe sich schlecht vereinigt. — läßt, welche vielleicht in der Garnitur des Hutes oder als Cuffüre sich an das Gesicht drängt. Damen, deren Teint durch die Nähe zarter Farben, wie rosa, weiß, helllila oder dergl. verdunkelt würde, dürfen daher Blumen und Bänder in diesen Farben, sei es am Hut oder an der Coif- füre, entweder nur in sehr geringer Quantität oder so tragen, daß Blumen oder Bänder, mehr nach hinten angebracht, durch das Vorderhaar von dem Gesicht getrennt, dieses durch ihre Wirkung nicht benachtheiligt können.

Blumen, welche zur Tages-toilette sehr gut stehen und in der Regel jedem Teint zusagen, sind Kornblumen, Mal-

ven, Geranium, Goldknöpfchen, Flieder und Gras der verschiedensten Art.

Zu ländlichen Bällen oder zu Dinners wird von jüngeren Damen zuweilen ein schöner Purpur entfaltet in reicher Stickerie weißer Mouffelinleider. Das Arrangement solcher Roben geschieht noch häufig à double jupe oder in Volants, und ist von besonders schöner Wirkung, wenn die Volants eine Unterlage farbiger Gaze erhalten, z. B. lila, rosa oder eine andere helle Farbe.

Wie schon früher bemerkt, trägt man häufig schmale Volants in bedeutender Zahl, namentlich an leichten Kleidern. Die Volants der Roben von Seidenbarège, Grenadine und dergleichen Stoffen besetzt man mit ganz schmalen Seidenfransen, die Volants der Tarlatanroben dagegen vorzugsweise mit schmalen Band.

Schließlich noch einen Blick auf den Kopf der Damen, oder vielmehr auf dessen Bedeckung werfend, müssen wir den Clotilden Schleier, den wir vor einiger Zeit erwähnten, unseren Leserinnen in Erinnerung bringen. Clotildenschleier hat man nämlich den Schleier genannt, welcher durch einen Ausschnitt in seiner Fläche dem Kopf des Hutes Durchgang gewährt, und von allen Seiten über den letztern herabhängt, so daß ein einfacher Hut fast keiner andern Garnitur als dieses Schleiers bedarf. Er wird, zu den verschiedenartigsten Hüten passend, auch verschieden arrangirt. Außer von schwarzen und weißen Spitzen fertigt man ihn von weißem Tüll, mit strohgelber Seide gestickt und mit schwarzer Spitze besetzt; von weißem Tüll, schwarz gestickt, mit weißer Blonde besetzt, von weißem Tüll, weiß gestickt, mit weißer Spitze besetzt. Dieses sind indeß nur einige Beispiele von den mannigfachen Gestaltungen, in denen der Clotildenschleier auf den Hüten der Damen erscheint; Phantasie und Geschmack werden nicht unterlassen, diesen reizenden Gegenstand noch ferner für ihre Erfindungen auszubeuten und ihn wo möglich jeder Toilette anzupassen.

[1265]

Veronica v. G.



Dreißigbüge Charade.

Die Ersten — O, es bleibt kein Leben Verschont von ihrer dunkeln Nacht. Um Deines Glückes Sonne schweben Die drohenden Wolken ihrer Nacht. Klag' nicht — die Gegensätze geben Dem Leben wunderbaren Sinn, Willst Du das Licht im Bilde heben, Malt Du den dunkeln Schatten hin.

Wenn schwer die ersten Beiden drücken, Die Dritte scheucht Dir bald das Leid. Sie durfte Dich als Kind beglücken, Sie darf's auch noch in ernster Zeit. Doch laß nicht Leidenschaft Dich blenden, Ein Dämon steht im Bund mit ihr — Was hier sie schaukt mit vollen Händen, Das raubt sie dort mit wilder Gier.

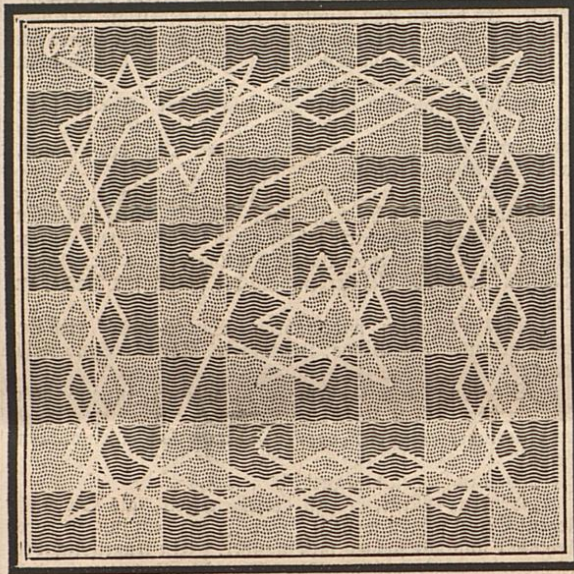
Und willst Du nun das Ganze wissen? Du bast's gewiß schon oft gesehen Und siehst es, mächtig hingerissen, Ueber geweihte Bretter gehn. Der Vorwelt herrliche Gestalten Erscheinen Dir verklärt im Bild, Wenn mächtiger Geschicke Walten Sich wunderbar vor Dir enthüllt.

M. C.

Rösselsprung - Aufgabe.

Table with 8 columns and 8 rows for a chess puzzle. Columns: ber, fun, ne, stit, den, It, fen, Stun. Rows: Spur, ge, Ste, zu, Al, wir, We, ...

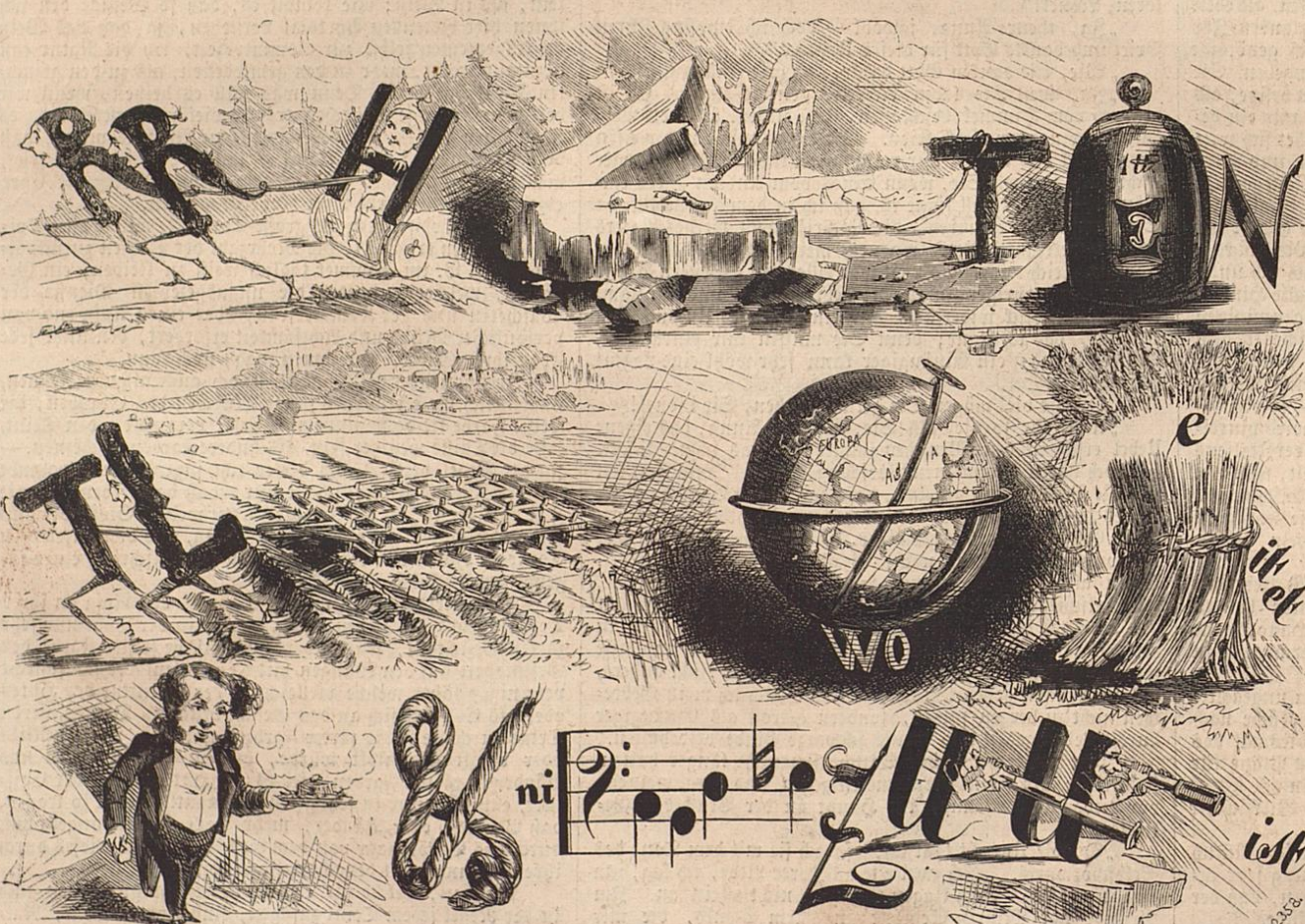
Schlüssel zur Auflösung der Rösselsprung - Aufgabe Seite 256.



Auflösung der Rösselsprung - Aufgabe Seite 256.

Es giebt Kräfte in unserer Seele, die viel weiter reichen, als wir glauben. Wer aus Noth oder aus Geschmack diese Kräfte oft übet, der erfährt auch bald, unser möglichstes Glück liege in uns selbst. Der künstelt sind unsere meisten Bedürfnisse.

Rebus.



Auflösung des Räthfels Seite 256. „Feder.“



Fr. J. v. S. in J. Die Tunica zu Biquilleidern werden sehr lang getragen, und entweder mit Rosamentiergarnituren oder mit einem Streifen in abwechselnder Farbe, ebenfalls von Biquilleidern garnirt. Die Mode gestattet auch, daß die Tunica bei dergleichen Biquilleidern von anderer Farbe sei, als der Rod, z. B. können Sie eine blaue Tunica zu einem weißen Rod, eine nanjingfarbene zu einem blauen Rod tragen.

Fr. A. Sch. und Fr. C. S. in A. Fragen wie die, welche Sie uns vorlegen, gehören zu denen, die wir grundsätzlich nicht beantworten. Schenken Sie in diesen Angelegenheiten einem Arzte Ihr Vertrauen.

Fr. M. v. E. in R. bei B. Wir bedauern, Ihnen auf Ihre Frage nicht die von Ihnen gewünschte Auskunft geben zu können. Die Mühe, alte Seidenstoffe zu zerzupfen, und die auf diese Weise gewonnenen Fäden zu verkaufen, würde eine sehr unbelohnende sein. Seidenfabriken laufen diese Fäden nicht, höchstens solche Fabriken, die sich mit Anfertigung halbweibener Stoffe beschäftigen. Der Ertrage sogenannter Abfallseide (zu welcher ein in seine Fasern zerlegtes Seidenleib doch zu rechnen) wird in diesen Fabriken mit 3-4 Thalern bezahlt. Sie können also leicht berechnen, daß der Ertrag auch des schmerzhaftesten Seidenleibes sich nur auf wenige Groschen belaufen würde.

Fr. M. v. S. in R. Ihre Composition ist für den Druck nicht geeignet. Lassen Sie sich jedoch dadurch nicht abschrecken, weiter zu streben.

Fr. K. S. in A. Nicht allen, aber einigen Ihrer Gedichte glauben wir die Aufnahme in unsere Zeitung versprechen zu können.

Fr. A. R. in A. S. Wir können von Ihrer Einbringung keinen Gebrauch machen. Die Remittirung dergleichen Manuscripte ist nicht zu beantragen.

Fr. C. A. in S. Wir sind mit Manuscript in dieser Branche so reichlich versehen, daß wir dem von Ihnen eingesandten die Aufnahme nicht bestimmt versprechen können.

Fr. M. in W. Geben Sie uns gefälligst eine nähere Bezeichnung des gewünschten Gegenstandes.

Fr. M. S. in F. Ein gebältes Haarnez finden Sie auf Seite 61, ein anderes in Heft auf Seite 156 dieses Jahrgangs.

Fr. M. in T. Eine schwarze Brauttoilette ist in keinem Fall so elegant als eine weiße, obgleich manche, namentlich ökonomische Gründe zuweilen die Wahl eines schwarzen Seidenkleides zur Trauung rechtfertigen. Ziehen Sie jedoch wirklich ein schwarzes Damast-Brautkleid einem weißen vor, so ist das eine Geschmacks- und nicht eine Noththat, die mit der Mode nichts zu schaffen hat, und wir können Ihnen in diesem Fall nur rathen, hinsichtlich des Schnittes und der Verzierung ganz nach Geschmack zu verfahren; an fingerreichen über die herrschende Mode läßt es der Bazar nicht fehlen, und wenn Sie den darin gegebenen Abbildungen und Berichten Aufmerksamkeit schenken wollen, werden Sie Ihre Toilettenfragen beantwortet finden. Brauttschleier werden jetzt sehr einfach, an den unteren Enden nur mit einer schmalen Borte gestickt, getragen, die Brauttränze nach hinten sehr voll, nach vorn schmaler.

Ihre andere Frage zu beantworten, ist schwer, da bei den vielen in dieser Beziehung gebräuchlichen Provinzialismen eine bestimmte Erklärung zu weit führen würde.

Fr. P. in R. Der Name sobald als möglich.

Fr. G. G. geb. G. in W. Wenn Sie an einem Stodgestell Ihre Arbeit als Bordüre des untern Kastens anbringen wollen, so ist dazu jedes beliebige Arabeskenmuster geeignet, wie Sie deren in jeder Tapissierhandlung finden.

Eine Decke aus bunten Tuschleiden können Sie auf zweierlei Art anfertigen. Entweder Sie schneiden die Flecken in eine beliebige geeignete Form, z. B. in Carreaux, und nähen sie, durch die Farben möglichst ein regelmäßiges Muster bildend, zusammen, oder Sie schneiden das Tuch in Schuppen (3-4 Centimeter breit, 6-7 Centimeter lang) und nähen diese auf einer beliebigen Unterlage regelmäßig übereinander. Je mehr Sie dabei auf das Arrangement der Farben Sorgfalt verwenden, um so schöner wird das Werk.

Fr. A. C. in F. Sagen Sie uns gefälligst, ob Sie Muster zu Tapissier-, Häkel- oder Applicationsarbeit meinen.

Fr. v. K. Sobald als möglich wird ein Muster der von Ihnen bezeichneten Art erscheinen.

Fr. v. R. in D. Dergleiche Peterinen sind für kleine Mädchen sehr modern, doch machen wir Sie bei dieser Gelegenheit aufmerksam, daß für die kleinen Damen die Mantillen oder Peterinen von gesticktem Mouffelin häufig mit langen Enden gefertigt werden, die, hinten geschlungen, eben so bequem als in origineller Weise schmückend sind.

Fr. M. L. in D. Wir haben schon mehrfach erwähnt, daß es sehr modern sei, Mantillen oder Schawls vom Stoff des Kleides zu tragen; ja sogar Umschlagtücher vom Stoff der Robe, und mit gleicher Garnitur wie diese versehen, sind höchst distinguirt. Wenn Sie also zu Ihrem schwarzen mit perle Band garnirten Barègekleid ein Tuch von gleichem Stoff und Arrangement tragen, ist Ihre Erscheinung ganz der Mode gemäß.

Fr. A. v. W. in B-n. Wir sind Ihnen für die Anzeige sehr dankbar, da wir ohne dieselbe das Versehen nicht bemerkt; es hat sich erst beim Druck der vollständig arrangirten und corrigirten Nummer eingeschlichen.

Wir geben daher für sämtliche Abonnenten in den Beirathung, daß in der Beschreibung des gebältes Kragens, Seite 184 des Bazar, auf der 3. Spalte, die Zeile, welche die obere Zeile folgte, in die Mitte, dicht unter die Zeile Nr. 5 versetzt worden ist. Diese Zeile lautet: „nen Kleebbl., man vollendet zu erst durch 3 U, die mittlere Schlinge,“ und ist also diese Zeile die Fortsetzung der untern Zeile der mittleren Spalte, welche mit dem gebälten Wort „begonne.“ schließt.

Die Beschreibung des Kragens ist übrigens durchaus richtig.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunst-Handlungen, so wie in allen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Briefe sind zu adressiren: An die Administration des Bazar in Berlin.